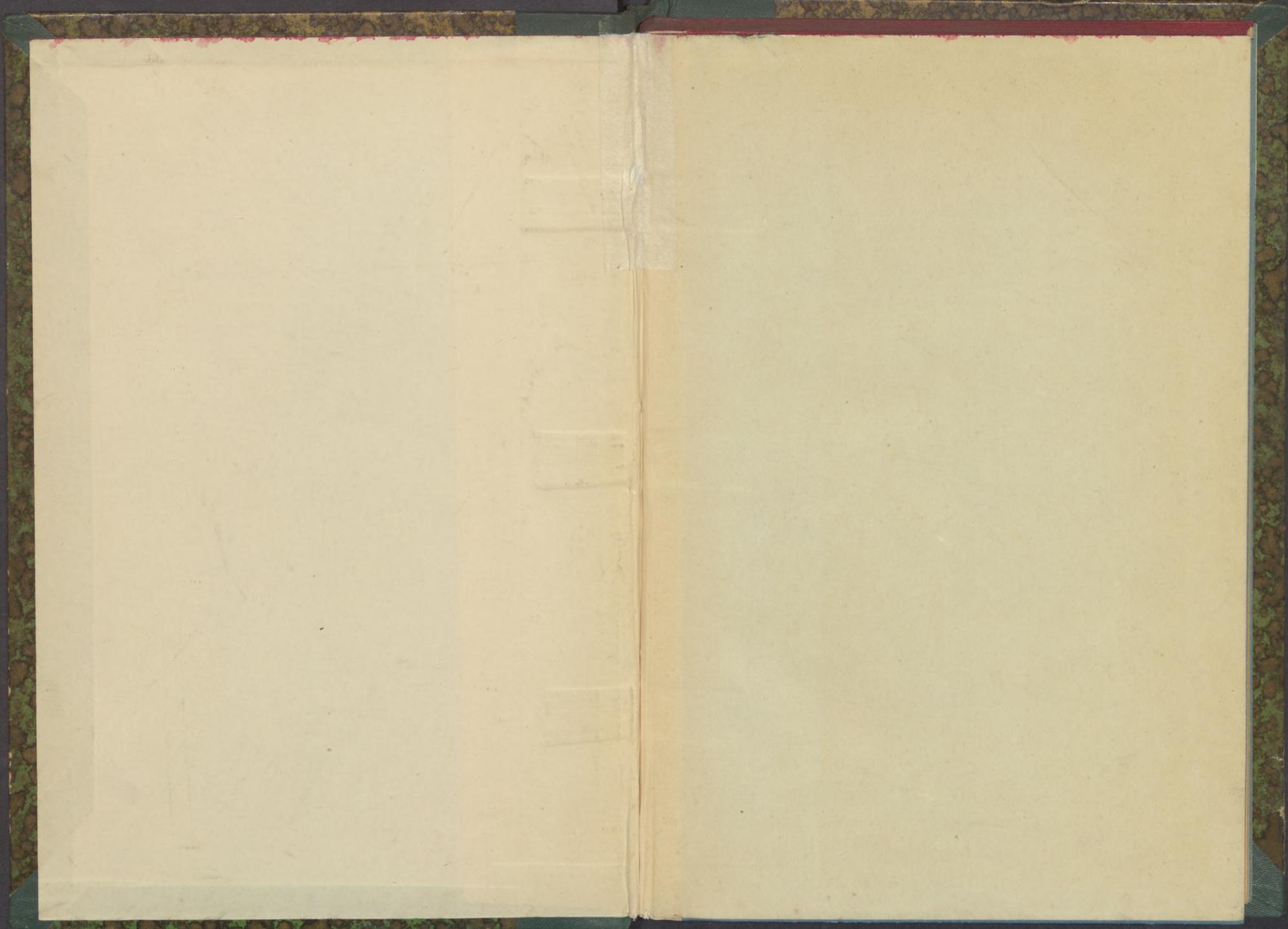
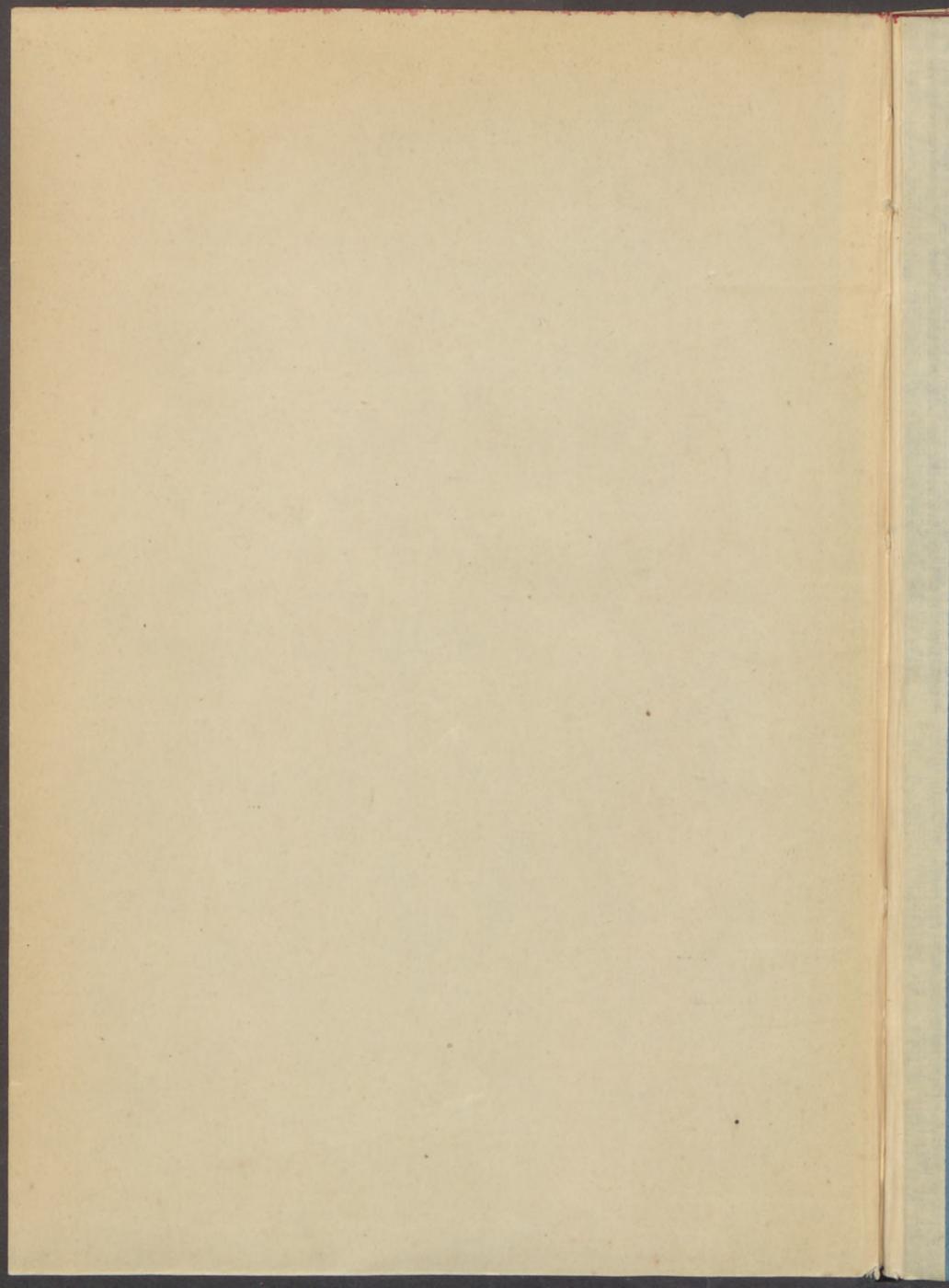


A. Du

I

Sammen: Dyporeuftsifche Sagen. 2. Hujft. 1921



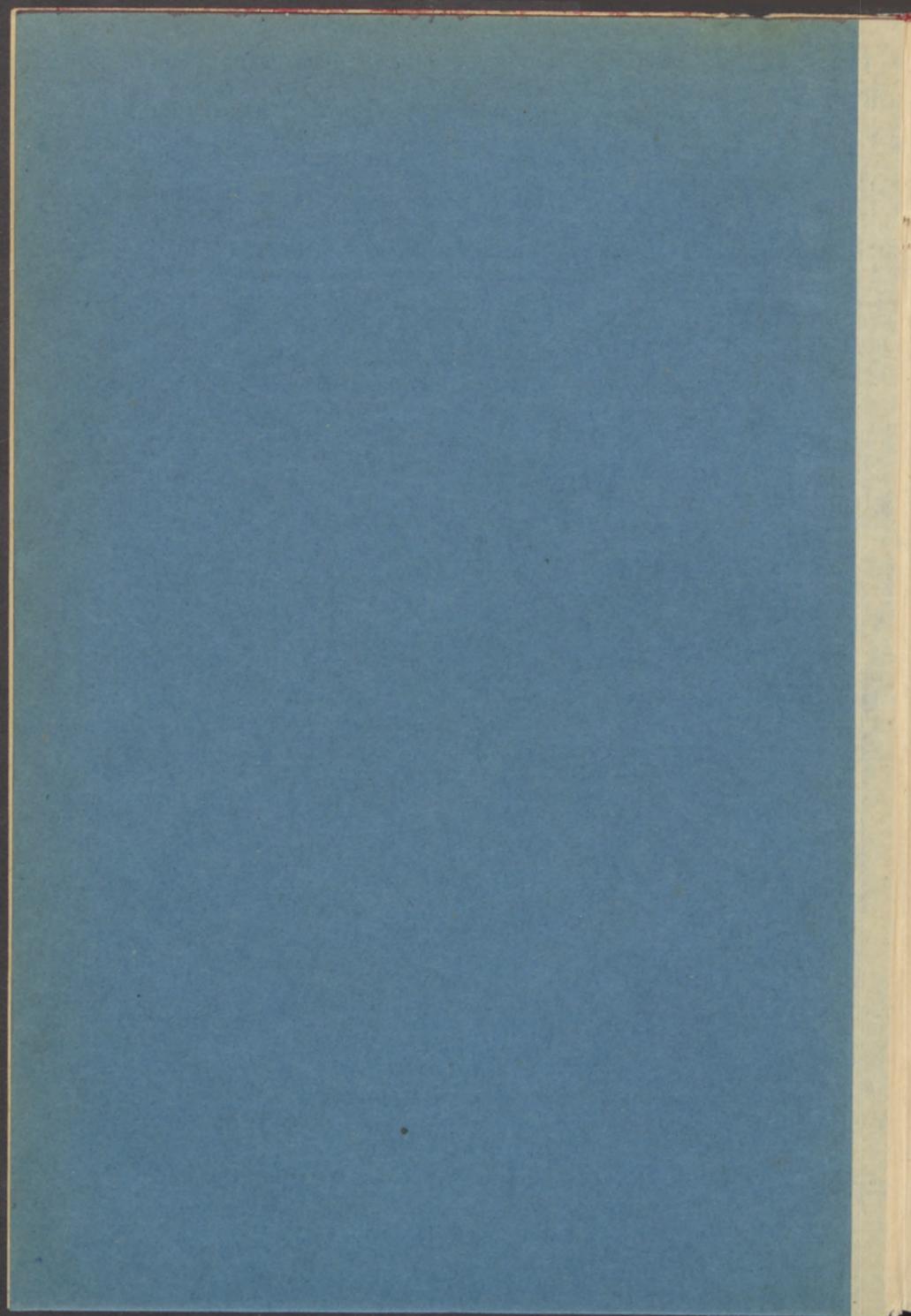


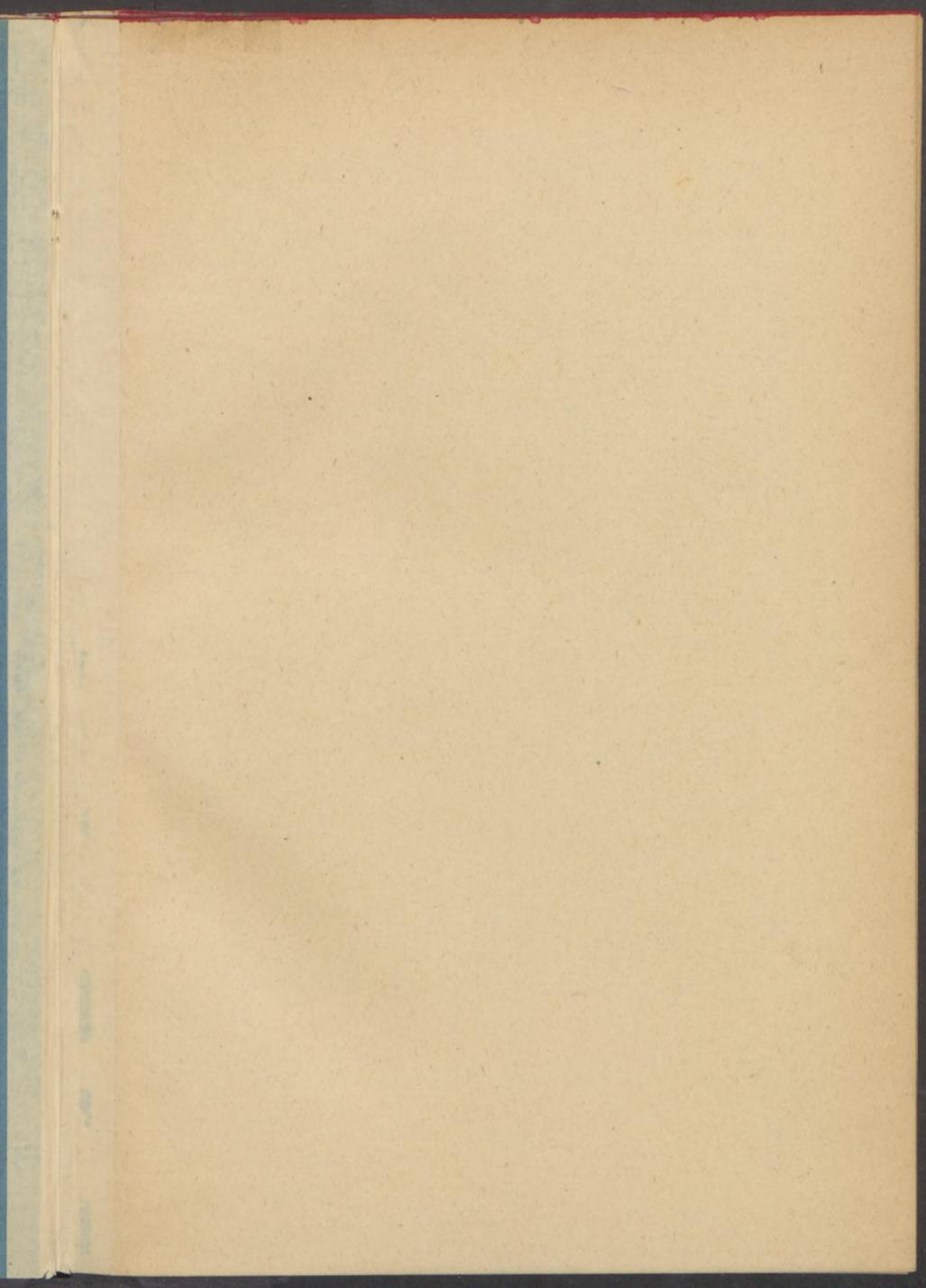
Ausgewählt und neu erzählt
von Dr. Hermann Jantzen
J. G. Bohns Verlag - Königsberg



**Ostpreussische
Sagen**

und A I







Ostpreußische Sagen
Ausgewählt und neu erzählt
von Dr. Hermann Janken

Mit Buchschmuck von Hermann Wirth

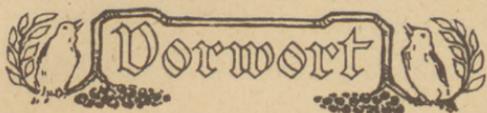
Zweite Auflage

J. H. Bon's Verlag
Königsberg i. Pr., Französische Straße 25
1921

Alle Rechte vorbehalten.



1928. 10502



Vorwort

Aus tiefem, ursprünglichem Heimatgefühl sind alle Volksagen entstanden. Die Liebe zur heimischen Erde, die fest in den Gemütern der Menschen wurzelt, verstärkt noch durch heiße Kämpfe um die Gewinnung des Landes, um seine Erhaltung und Verteidigung, um seine Freiheit und seinen Glauben, spricht aus ihnen, verkündet vom Hauche der Dichtung, wie das Volk sie schafft.

Auch das alte Preußenland besitzt einen reichen Sagenschatz, der einst in ihm lebendig war; in unserer Zeit aber droht er wie so vieles alte und schöne Volksgut der Vergessenheit anheimzufallen. Ihn vor solchem Schicksal zu bewahren, will dieses Büchlein versuchen. Wenn ihm das gelingen sollte, und wenn es zugleich auch die Bande der Liebe und Treue zwischen der heimischen Scholle und ihren Bewohnern, insbesondere der ostpreussischen Jugend, zu stärken und fester zu knüpfen vermöchte — dann hätte es seinen Zweck erfüllt.

Dem Inhalt nach sind diese Sagen eine Auswahl aus dem reichhaltigen Werke „Die Volksagen Ostpreußens, Litauens und Westpreußens“ von W. J. A. v. Lettau und J. D. S. Temme (Berlin 1837), dessen Benutzung die Frei-

herrlich von Tettausche Familie in freundlichster Weise gestattet hat. Der Form nach sind sie im Anschluß an diese Quelle größtenteils neu erzählt.

Herzlicher Dank für den reichen und tätigen Anteil, den sie an der Gestaltung dieses Büchleins hat, gebührt meiner treuen Lebensgefährtin und unermüdlich hilfsbereiten Mitarbeiterin, Frau Else.

Königsberg i. Pr.

S. J.

Inhaltsverzeichnis.

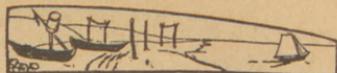
	Seite
1. Die heilige Eiche zu Romove	9
2. Heiligenbeil	14
3. Heiligenlinde	16
4. Die Eiche des heiligen Iodokus	20
5. König Waidewuttus	21
6. Die Unterwerfung der Samländer	22
7. Die Befehrung der Samländer	24
8. Bolrad Wunderlich	26
9. Der reiche Bauer aus Niklauswalde	29
10. Das Totenglöcklein	31
11. Die Belagerung von Fischhausen	33
12. Die erhängten Gäste	34
13. Das Schmerlenfließ	40
14. Die Vierbrüder-Säule	41
15. Hans von Sagan	44
16. Die wunderbare Münze	46
17. Der Versucher	47
18. Das Gelage des Teufels	51
19. Die fromme Magd zu Königsberg	55
20. Die wandernde Traube zu Königsberg	57
21. Das Kreuztor zu Königsberg	58
22. Der heilige Brunnen zu Königsberg	59
23. Die Leiter an dem Dom zu Königsberg	60
24. Das Bild der Eva zu Königsberg	61
25. Die Neue Sorge	61

	Seite
26. Der Rinau	62
27. Die Schätze des Rinau	64
28. Die wandernden Steine bei Retteinen.	66
29. Der Bartel	67
30. Das versteinerte Mädchen	68
31. Der Glommensche Kesselteich	69
32. Die zwölf Ritter und die zwölf Nonnen zu Kreuzburg .	70
33. Der Schloßberg bei Kreuzburg	72
34. Die Schätze des Kreuzburger Schlosses	76
35. Das Teufelsbündnis	78
36. Die Krügerfrau zu Eichmedien	80
37. Der Schloßvogt bei Tilsit	85
38. Der Opferstein vom Rombinus	91
39. Die weiße Frau auf der Bayerburg	95
40. Der Leichenbesuch	98
41. Der Ramsvikus	100
42. Die singende Meeresjungfrau	102
43. Der Glomsack zu Memel	102
44. Das Teufelswerder	104
45. Baltin Supplit	105
46. Die Lösung aus der Haft	108
47. Die gestörten Schatzgräber	109
48. Die Schmodittenschen Mägdelein	110
49. Der alte Dessauer in Litauen	111
50. Die Braut des Fingerlings	116
51. Der Spuk im Schlosse zu Schlobien	117
52. Die Stadt Wormditt	118
53. Die Gründung der neuen Kirche zu Glottau	119
54. Die Männlein zu Allenstein	120
55. Der Wurf mit dem Teufel	123



1. Die heilige Eiche zu Romove.

Zu den größten Naturschönheiten des alten Preußenlandes gehörten die mächtigen uralten Eichen. Sie wurden von den Bewohnern des Landes hoch in Ehren gehalten, denn sie betrachteten sie als die Wohnstätten ihrer Götter, die sie voll schauernder Andacht in düstern Eichenwäldern anbeteten. Einst hatten die alten Preußen einen Feldzug nach Rom gemacht; als sie in die Heimat zurückkehrten, bauten sie sich eine Stadt, wie sie es in fernen Ländern gesehen hatten, und nannten sie zum Andenken an die Stadt Rom Roma nova. Aus diesem fremden lateinischen Namen entstand später Romove. In dieser Stadt stand eine uralte Eiche, die vor allen heiligen Eichen des Preußenlandes besonders hoch verehrt wurde, denn sie war den vornehmsten Göttern geweiht. Es war ein herrlicher, gewaltiger Baum, 6 Ellen dick, weithin breitete sich seine Krone aus, und sie war so dicht, daß weder Schnee noch Regen durchdringen konnte. Das wunderbarste an dem Baum war aber, daß er Sommer und Winter grün blieb. Die Priester hatten die heilige Eiche prächtig geschmückt; kostbare Vorhänge umgaben sie und verbargen das innere Heiligtum 8 Ellen hoch. Nur an den größten und vornehmsten Festtagen wurden sie



zurückgezogen, oder wenn von weither ein vornehmer Preuße mit reichen Opfern das Heiligtum besuchte. Drei Götter wurden dort verehrt: Perkunos, Pikollos und Potrimpos. Perkunos war der vornehmste, der Gott des Donners. Er war von mittlerem Alter, sein Bart und

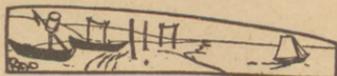


Haar waren kraus und schwarz; Feuerflammen umloderten es, und sein zorniges Angesicht schien feuerrot und aufgeblasen. Pikollos, ein alter langer Mann mit grauem Barte, war der Gott des Todes; sein Gesicht von bleicher Totenfarbe schaute herabgeneigt unter einem Tuche hervor. Der dritte



war ein Jüngling mit fröhlichem, lachendem Gesicht, das bartlose Haupt mit Kornähren gekrönt. Das war Potrimpos, der Gott des Getreides und des Krieges. Allerlei Gaben und Geschenke wurden den Göttern dargebracht, das liebste war ihnen das Blut der Feinde, vornehmlich der Christen. Der Haß gegen die Christen war unendlich groß, und wenn ein Christ in das Innere der Vorhänge geschaut und das Angesicht der Götter gesehen hatte, so zürnten diese so lange, bis ihnen das Blut desselben Christen geopfert war. Die Eiche selbst war so heilig in allen ihren Theilen, daß ein Mensch oder sogar ein Stück Vieh, das Blätter von ihr am Halse trug, dadurch allem Unglück entging.

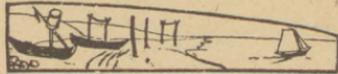
Die Jahre und Jahrhunderte rauschten dahin, und trotz des anfänglichen großen Widerstandes der alten Preußen zog das Christentum bei ihnen ein. Doch nicht aus innerstem Drang und aus Überzeugung wurden sie Christen, sondern die meisten ließen sich taufen um äußeren Vortheiles willen oder weil sie als Besiegte dazu gezwungen wurden; im tiefsten Herzen aber hingen sie noch heimlich an den alten Heidengöttern. Längst herrschte schon der Deutsche Ritterorden im Preußenlande, hatte Klöster und Kirchen gebaut und das Christentum weit verbreitet, da wurde doch noch immer heimlich zu dunkler Nachtzeit unter der heiligen Eiche gebetet und geopfert. Dem Bischof von Ermland war das ein großes Ärgerniß, er konnte aber nichts gegen die starrköpfigen Alten ausrichten, und so bat er den Hochmeister Winrich



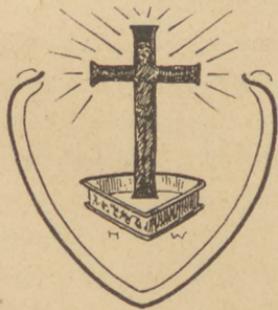
von Kniprode um Hilfe. Der schickte den Obersten Heinrich Schindkopf und ließ den alten Götterbaum umhauen. Die heilige Eiche war nun zum Entsetzen des Landes zerstört, aber von dem Platz, da sie gestanden, wollte das Blut nicht weichen, das von den vielen dort geopfert Menschen herrührte. Der Ort war auch sonst nicht geheuer; grausame Unwetter, Donner und Blitz umtobten ihn, und ein Säusen und Rauschen war oft zu hören, als wenn die Zweige und das Laub der Eiche noch wehten. Allerlei unförmliche und schreckliche Gestalten ließen sich blicken, bald sahen sie aus wie Menschen, bald wie Waldmänner, bald wie Drachen, bald wie Schlangen, die sich in wild aufblühendem Feuer verloren. Da ließ endlich Petrus Rugel von Sohr auf dem Orte das Kloster der heiligen Dreifaltigkeit bauen, um all den bösen Zauber zu bannen. Doch auch dadurch ließen sich die alten wilden Götter nicht vertreiben, und die Diener Gottes wurden in dem neuen Kloster durch viel graufigen Spuk und arges Getöse in Angst versetzt. Man wurde immer ratloser, und schließlich ließ man einen Teufelsbanner aus Deutschland zu Hilfe kommen. Er verfertigte aus reinem Golde ein Kreuzifix, etwa einen Finger lang, und einen dreieckigen Ring, auf welchen er vielerlei geheimnisvolle Worte einschrieb. Beides vergrub er unter den Eckstein der Kirche. Nun endlich hatten die bösen Geister keine Gewalt mehr, und es wurde Ruhe im Kloster und in der Gegend.

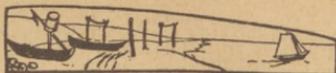


13



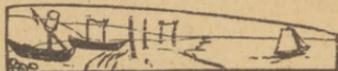
Die Stadt Romove ist schon lange zerstört; auch das Kloster und die Kirche zur heiligen Dreifaltigkeit sind zertrümmert. Als aber im Jahre 1708 der Herr von Killitz zu Groß-Waldeck, dem das Land gehörte, einige Mauerstücke des zerfallenen Klosters abbrechen ließ, hat man das Kruzifix und den Ring unter den Trümmern gefunden. Der Herr von Killitz schenkte sie der Stadt Königsberg; die Worte, die auf dem Ring eingegraben sind, kann jedoch niemand verstehen.





2. Heiligenbeil.

Nächst der Eiche zu Romove war die heiligste Eiche im Lande die, welche da stand, wo jetzt das Städtlein Heiligenbeil liegt. Waidewuttus, der erste König der Preußen, hatte sie selbst geheiligt; sie war so groß und mächtig wie die Eiche zu Romove, und gleich dieser grünte sie im Winter wie im Sommer. Gorchos, der Gott des Essens und Trinkens, hatte seine Wohnstätte unter ihr. Sein Bildnis wurde alle Jahre zerbrochen, und nachdem die Früchte eingesammelt, wieder neu geschaffen, so wie er auch nach der Ernte besonders verehrt wurde. Solche Abgötterei dauerte bis zu der Zeit des ermländischen Bischofs Anselmus. Dieser begab sich zu der Eiche, predigte dort gegen den Götzendienst und forderte die Leute auf, zum Zeichen ihrer Bekehrung die Eiche umzuhauen. Doch keiner der alten Preußen wagte Hand an den heiligen Baum zu legen, den sie so hoch verehrten. Da befahl der Bischof einem Christen, den er mitgebracht hatte, den Baum zu fällen. Kaum hatte der zum ersten Hieb ausgeholt, so schlug das Beil um und verwundete den Christen so schwer, daß er auf der Stelle starb. Die Preußen, die finster dabei gestanden hatten, brachen in lautes Frohlocken aus, daß ihre Götter so schnell den Frevel



an dem heiligen Baum strafte, und auch keiner der mitgebrachten Christen wollte nunmehr Hand an die Eiche legen. Da ergriff der fromme Bischof selbst die Axt, ging mit großem Eifer zu der Eiche und hieb getrost hinein; und es geschah ihm kein Leid, solange er auch hieb, denn er war so heilig, daß die bösen Geister keine Macht über ihn hatten. Darauf befahl er, Feuer herbeizutragen, und verbrannte die Eiche mitsamt dem Bösen, weil es zu lange gedauert hätte, den mächtigen Stamm umzuhauen.

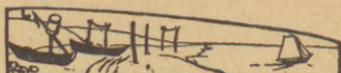
An dem Orte, wo die Eiche gestanden, ließ der Bischof eine Stadt bauen. In deren Kirche wurde das Beil aufbewahrt, mit dem die Eiche umgehauen worden war. Die Stadt nannte er Heiligenbeil, und sie führt noch jetzt in ihrem Wappen ein Beil zum Andenken an das Ereignis.





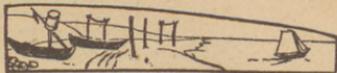
3. Heiligenlinde.

Nähe bei der Stadt Rastenburg steht eine herrliche alte Linde, die seit uralten Zeiten als Wallfahrtsort heilig gehalten wurde. Zur Zeit der Heiden wurden unter der Linde viele Götter verehrt. In der Erde aber, unter dem heiligen Baume, hatten die Barstücken ihre Wohnung. Das waren kleine unterirdische Männlein, die viel Gutes stifteten. Zur Nachtzeit, wenn das Mondlicht durch die Bäume flimmerte, kamen sie hervor und zogen zu hilfreicher Arbeit aus. Lag irgendwo ein einsamer Kranker, so hegten und pflegten sie ihn, Armen und Hilflosen standen sie bei. Die Leute kannten ihre Hilfsbereitschaft und machten sie sich gern zu Freunden. Abends setzte man ihnen einen mit sauberem Tuche bedeckten Tisch hin und stellte Brot und Käse, Butter und Bier für sie bereit. Fand man am andern Morgen nichts mehr auf dem Tische, so war das ein gutes Zeichen, daß die Barstücken das Haus aufsuchten; war aber alles über Nacht unberührt geblieben, so wußte man, daß die Götter von dem Hause des Opfernden gewichen seien. Die kleinen Männ-



lein zeigten sich stets dankbar, wenn man sie mit Speise versorgte; sie trugen ihren Freunden Korn zu aus den Scheunen und Speichern der Leute, die sich nicht um sie kümmerten, und pfl egten dort auch manche Hausarbeit heimlich bei Nacht zu verrichten, wo sie ihr Tischlein gedeckt fanden.

Nun trug es sich zu, daß später, als Preußen schon christlich geworden war, in Rastenburg ein Übeltäter im Gefängnis saß, der sein Leben verwirkt hatte. Am Tage vor der Hinrichtung erschien ihm im Gefängnis die Jungfrau Maria, tröstete ihn gar liebe reich und brachte ihm ein Stück Holz und ein Messer mit der Aufforderung, aus dem Holz zu schnitzen, was er wolle. Er wachte die ganze Nacht und schnitzte eifrig. Wie nun der Morgen kam und der arme Sünder vor das Gericht gestellt wurde, da zeigte er das Stücklein Holz vor, an dem er die Nacht gearbeitet hatte. Und siehe, auf dem Holze zeigte sich ein wunderbar schönes und künstliches Marienbild mit dem Jesuskindlein im Arme. Als man das sah und der Missetäter erzählte, wie ihm die heilige Jungfrau erschienen, da erkannte man, daß Gott ihn schützen wolle, und das Rastenburger Gericht ließ den armen Sünder los. Der ging nun, wie ihm die Jungfrau befehl, von Rastenburg nach Köffel, um das Bild auf die erste Linde zu setzen, die er auf seinem Wege antreffen würde. Er ging aber vier Tage in der Irre, bis er endlich nicht weit von Köffel eine große, alte Linde fand. An dieser befestigte er sein Bildchen, und von Stund' an blieb

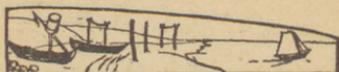


die Linde grün, im Winter wie im Sommer. Das Bild heiligte die Linde und war von großer Wunderkraft.

Bald darauf reiste ein stoßblinder Mann durch die Gegend. Als er an der Linde vorbeikam, sah er plötzlich ein hellglänzendes Licht. Ein seliger Schreck durchfuhr ihn,

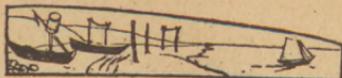


er tastete sich hin zu dem leuchtenden Schein, der von dem Bilde ausging, und wie er es berührte, wurde er sehend. Er warf sich voll Dankbarkeit für seine Heilung auf die Kniee und erzählte dann weit und breit im Lande voller Freude das Wunder. Das Bild wurde nun von vielen



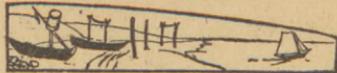
Leuten innigst verehrt, und man erzählt sich, daß selbst das Vieh, wenn es vorbeigetrieben wurde, die Kniee vor ihm beugte. Die Rastenburger glaubten, daß sie ein Recht auf das Bild hätten, zogen in großer Prozession hinaus zur Linde und holten das Bild in die Stadt, wo sie es in der Kirche aufhängten. Aber wer beschreibt ihr Erstaunen, als es am nächsten Morgen verschwunden war! Es wurde überall geforscht und gesucht, bis man schließlich entdeckte, daß es sich noch in derselben Nacht von selbst und ganz allein zur Linde zurückbegeben hatte. Da bauten sie ihm unter der Linde eine Kapelle. Und es geschahen viele Wunder an der Heiligenlinde und alle Bäume rund herum neigten ihre Wipfel nach der Kapelle zu, als wenn selbst die Pflanzen ihre Verehrung für den heiligen Platz zu erkennen geben wollten.





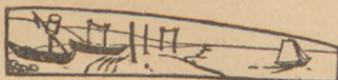
4. Die Eiche des heiligen Iodokus.

In der Nähe der Stadt Labiau stand dicht am Wasser in früheren Zeiten eine Eiche, ein gewaltiger alter Baum mit einer herrlichen grünen Krone, obwohl er innen hohl war. Die Eiche war dem preußischen Heiligen Iodokus geweiht, dem Beschützer der Gewässer, und wer ihm opferte, hatte kein Ungemach auf dem Wasser zu befürchten. Kein Schiffer, der vorbeisegelte, unterließ es, einen Pfennig in ihre Höhlung zu werfen, und so hatte sich im Laufe der Jahre ein großer Schatz in dem hohlen Baum angesammelt, den niemand anzurühren wagte. Nun war aber einst ein böser Mann in der Gegend, der hatte von dem Schatz gehört und meinte bei sich, den könne er gerade brauchen. Und so ging er eines Abends in der Dämmerung hinaus zur Eiche, kletterte in die Höhlung hinein und nahm alles Geld an sich, was er fand. Heimlich und schnell eilte er mit seinem Schatz davon, aber die Eiche verdorrte noch an demselbigen Tage von der Spitze bis zur Wurzel. Die Stelle, wo sie gestanden, ist noch bekannt, und wenn gottesfürchtige Schiffer vorbeikommen, so werfen sie noch immer ihren Pfennig hin.



5. König Waidewuttus.

Ungefähr 400 Jahre nach der Geburt unseres Heilandes wurde das wilde Volk der Alanen, das am Kaspiſchen Meere wohnte, von den Hunnen geſchlagen. Dieſe Schande war ſo groß, daß ſie nicht wagten, in ihr Vaterland zurückzuſehren. Sie zogen weit weg, durch viele Länder, über ſo manchen Strom und ſetzten ſich endlich in dem Lande feſt, das jezt Preußen heißt. Es war ein ſtreitsüchtig Volk, konnte nie Frieden unter ſich halten und hatte ſtets Händel mit den alten Einwohnern des Landes. Da war unter ihnen einer mit Namen Waidewuttus. Der trat auf und ſprach zu ſeinem Volk und zu den Einwohnern des Landes, ſie ſollten keinen Krieg unter ſich anfangen, ſondern friedlich zuſammen berathſchlagen, was zu thun ſei, um den Frieden zu erhalten. Als ſie nun alle beiſammen waren, und keiner Rat finden konnte, da trat Waidewuttus in ihre Mitte und ſprach: „Sehet die Bienen an, ſie haben alle ihre Königin, der gehorchen ſie, und darum iſt es ſo ordentlich und ruhig bei ihnen. Wählet auch ihr einen König, dem ihr alle gehorchet, dann werdet ihr Ruhe untereinander haben!“ Das ſahen die verſammelten Völker ein, und weil Waide- wuttus den verſtändigen Rat gegeben, riefen ſie alle wie mit einer Stimme: „Heil Waidewuttus! Er ſoll unſer König ſein!“

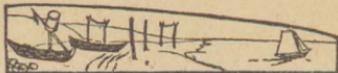


6. Die Unterwerfung der Samländer.

Als die Kreuzfahrer bei der Eroberung Preußens schon so weit gekommen waren, daß sie das feste Schloß Balga erbaut hatten, wollten die benachbarten Samländer gern



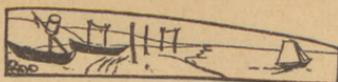
erkunden, was sie von den neuen Nachbarn zu erwarten hätten. Daher schickten sie einen ihrer Ältesten als Gesandten nach Balga, der heimlich das Tun und Treiben,



die Sitten und Gebräuche der Eroberer beobachten sollte. Der Gesandte wurde von den Brüdern freundlich aufgenommen, sie führten ihn im ganzen Schloß umher, zeigten ihm Stuben, Kammern und Küche und gingen freundlich auf seine Fragen ein. Wie dieser nun glaubte, über alles Bescheid zu wissen, verabschiedete er sich und kehrte heim. Die versammelten Landsleute warteten voll Anruhe auf seine Kunde, und er sprach gar ernst zu ihnen: „Die deutschen Brüder haben mehrere Gebräuche, die uns den Hals brechen werden. Sie stehen alle Nacht aus ihrem Bette auf und kommen in ihrem Bethause zusammen, um ihrem Gotte Ehre zu erweisen. Ihr seht also, daß sie gelernt haben, jede Müdigkeit zu überwinden. Und dann hört und staunt, sie essen Gras wie das unvernünftige Vieh (er hatte sie nämlich Salat essen sehen). Wer könnte ihnen widerstehen, die in allen Wildnissen ohne Mühe ihre Speise finden können?“

Da wurden die Samländer von Furcht übermannt, und sie beschloffen, sich freiwillig dem Orden zu unterwerfen.



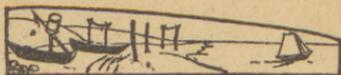


7. Die Befehring der Samländer.

Den Göttern der alten Preußen waren alle Tiere verhasst, die eine weiße Farbe hatten; daher hielten die alten Preußen auf ihren Höfen kein weißes Vieh. Nun trug es sich zu, nachdem Samland dem Deutschen Orden unterworfen war, daß dort ein christlicher Vogt lebte. Er hieß Chammin von Bersleben und war gewöhnt, stets einen weißen Gaul zu reiten. Eines Tages nun ritt er auf dem schönen weißen Pferde nach Geilgarben, wo der preußische Fürst Dorgo wohnte, mit dem er große Freundschaft hielt. Er kam dort gegen Abend an und blieb die Nacht zu Gaste. Dorgo geriet zwar in Sorge wegen des weißen Pferdes, allein er ließ sich nichts davon merken. Am andern Morgen aber fand man den Schimmel des Vogtes tot im Stalle.

„Der Unfall tut mir sehr leid“, sprach Dorgo zum Vogt, „denn du bist zu mir in aller Freundschaft gekommen als mein lieber Gast, darum nimm meinen besten Gaul für den deinigen! Ich bitte auch, daß du deinen Freund oft besuchen wollest, aber nicht auf einem weißen Pferde, denn meine Götter lassen es hier nicht lebendig!“

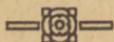
Nach einiger Zeit kam der Vogt wieder zu Dorgo, und er ritt wieder ein weißes Pferd. Auch dieses wurde

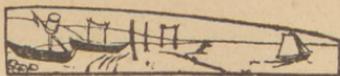


am andern Morgen tot im Stalle gefunden. Dorgo beklagte den Unfall wieder sehr, der Bogt aber sprach: „Ich sage dir, wenn es zum drittenmal geschieht, will ich an die Macht deiner Götter glauben.“

„Und ich verspreche dir“, entgegnete Dorgo, „wenn du zum drittenmal ein weißes Pferd zu mir bringst und es bleibt am Leben, so will ich an deinen Gott und Jesum Christum glauben und mich taufen lassen.“

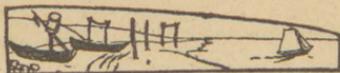
Da nun dreizehn Wochen vergangen waren, ritt der Bogt wieder auf einem weißen Rosse zu Dorgo. Er hatte seinen Dienern befohlen, dem Pferde nachts nicht den Sattel abzunehmen, an den Sattel aber hatte er ein Kreuz gehängt. Wie nun in der Nacht Herren und Knechte zur Ruhe gegangen waren, da erhob sich im Stalle ein großes Gerumpel und Getümmel, daß alle davon erwachten, und es war, als wenn das ganze Schloß über den Haufen geworfen werden sollte. Niemand getraute sich in den Stall; wie man aber dann des Morgens hineinkam und nachsah, war das weiße Pferd frisch und gesund. Da zeigte der Bogt dem Dorgo das Kreuz, das am Sattel hing, und Dorgo glaubte von Stund' an an Christum und ließ sich taufen mit all seinem Volk. Also sind die Samländer Christen geworden.





8. Volrad Wunderlich.

In Ratangen, auf der Lenzenburg, saß Bruder Volrad Wunderlich als Hauskomtur des Deutschen Ordens. Diesem ward hinterbracht, daß ihm seine Untertanen nach Leib und Leben trachteten. Er wollte dem anfangs keinen Glauben schenken, da er die Leute nie hart behandelt, vielmehr immer ein sanftes und gelindes Regiment geführt hatte, wie dies auch in allen preussischen Landen bekannt war. Als nun aber die Warnungen häufig wiederkehrten, da beschloß er doch, sich aus eigner Wahrnehmung Gewißheit zu verschaffen. Zu diesem Zwecke veranstaltete er ein großes Gastmahl und lud dazu die Vornehmsten samt etlichen anderen ein, und als alle versammelt waren, ermahnte er sie freundlich, sich mit Speise und Trank wohl zu tun. Da es nun Mitternacht geworden und der Met ihnen zu Kopfe stieg, fing ihre Tücke an sich zu regen. Sie stellten sich, als wenn sie untereinander Hader begönnen, löschten alle Lichter aus und stürzten auf den Hausherrn los, um ihn zu ermorden. Der aber hatte zur Vorsicht ein Panzerhemd unter dem Wamse verborgen, und da er nicht ungewarnt war, glückte es ihm, sich mit Gewalt durchs Gedränge zu winden und



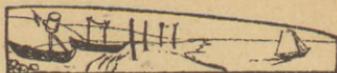
feinen Dienern zuzuschreien, so daß ihm die Verräter nicht viel anhaben konnten. Als die Diener Licht brachten, hatte sich jeder schon wieder an seinen Platz begeben, und als sich der Komtur bitter über die angetane Gewalt beschwerte, leugneten die Gäste, besonders die vornehmsten, daß ein Anschlag gegen ihn stattgefunden, und behaupteten, die Lichter wären nur deshalb ausgelöscht, daß die, welche zu zanken angefangen, nicht mehr aneinander kommen könnten. Es müßten wohl etliche eidesvergessene Bösewichter unter der Menge sein, die das verräterische Stück ausgeführt hätten. Da fragte Volrad, was diese Bösewichter wohl für Strafe verdient hätten. Die Gäste, die dadurch um so besser ihre Hinterlist zu verbergen meinten, antworteten, sie wären wert, daß man sie lebendig verbrenne. Volrad stellte sich, als ob er, hiermit zufrieden, den Vorfall nicht groß achte, weil er nicht verletzt worden, ermahnte die Gäste weiter zum Trinken und fröhlich zu sein und ließ sie auch zuletzt wohlbezechet in Frieden nach Hause ziehen.

Etliche Zeit hernach, da nun Volrad ihren Anschlägen besser nachgeforscht und alles genau erkundet hatte, lud er sie wieder zu Gaste, sowohl die vorigen als auch andere, die mit ihnen im Bündnisse waren. Da ihrer so viele zusammengekommen waren, so richtete er das Gastmahl in einem großen Hause aus, das vor dem Schlosse lag, ließ tüchtig auftragen und ermahnte stetig zu Trunk und Fröhlichkeit.



Die Verschworenen meinten, daß jetzt die günstigste Gelegenheit gekommen, ihr Vorhaben ins Werk zu setzen, und nachdem sie sich tüchtig berauscht, begannen sie wieder wie das vorige Mal. Volrad aber entsprang, sobald jene anfangen die Lichter auszulöschen, vor die Thür, wo die Diener, die er zuvor unterrichtet hatte, schon bereit standen, ließ eilig Pforten und Fenster verschließen, verriegeln und verkeilen, so daß keiner derer, die drinnen waren, entkommen konnte, steckte das Haus in Brand und ließ darin die Bösewichter alle verbrennen, gemäß dem Urtheil, das sie sich selbst gesprochen hatten.

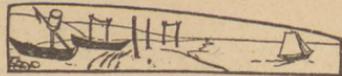




9. Der reiche Bauer aus Niklauswalde.

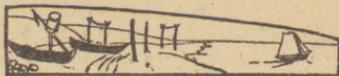
Unter dem Hochmeister Konrad von Jünglingen hatte der Deutsche Orden einen hohen Grad von Macht und Reichthum erlangt. Das ganze Land blühte auf, und Wohlstand und Zufriedenheit herrschte überall wie nie zuvor. So lebte damals auch ein Bauer zu Niklauswalde, der so viel Schätze aufgehäuft hatte, daß man weit im Lande davon sprach.

Einst trug es sich zu daß der Hochmeister Gäste aus Deutschland bekam. Diese sahen überall Überfluß und Reichthum und priesen den Hochmeister glücklich, daß sein Regiment so sichtbar gesegnet sei. Das hörte der Schatzmeister zu Marienburg, Bruder Heinrich von Plauen, und erzählte den fremden Herren, daß der Hochmeister einen Bauern zum Untertanen habe, der elf Tonnen Goldes besitze. Die Gäste hielten das für Scherz, da sie in Deutschland nicht gewohnt waren, den Bauern die Federn so lang wachsen zu lassen. Der von Plauen aber führte die Gäste seines Herrn einige Tage später spazieren und brachte sie nach Niklauswalde, wo sie bei einem Bauern einkehren mußten, um das Mittagsmahl einzunehmen. Der Tisch war für die Gäste gedeckt, und rund um denselben standen zwölf Sonnen, darauf waren Bretter gelegt zum Sitzen für die Herren. Während des Mahles erzählte der Schatzmeister, dies sei der



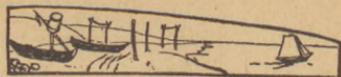
reiche Bauer, von dem er neulich gesprochen. Der Hochmeister rief den Bauern vor sich und forderte ihn auf, seinen großen Reichtum zu zeigen. „Ich weiß wohl, daß verleugnetes Gut dem Herrn gehört“, antwortete der Bauer, „darum habe ich nichts zurückbehalten, sondern Euch alles hingefest, was ich besitze.“ Er bat die Herren, aufzustehen und zu sehen, auf was für Bänken sie gesessen. Die Bretter wurden weggenommen, und wer beschreibt das Erstaunen der Gäste, als sie sahen, daß die Tonnen, auf denen sie gesessen, voll hellen, klaren Goldes waren! Elf waren bis an den Rand gefüllt, die zwölfte aber war noch leer. Verwundert sahen die Gäste auf den reichen Bauern, der Hochmeister aber, dem ihr Staunen Spaß machte, ließ dem Bauern auch die zwölfte Tonne aus seinem Schatz füllen. „Nun könnt ihr in der Heimat erzählen, daß der Hochmeister einen Bauern hat, der zwölf Tonnen Goldes besitzt!“

Dem Bauern aber brachte sein Reichtum keinen Segen. Er wurde gar stolz und hochmütig, dachte Tag und Nacht nur noch daran, Geld zusammenzuscharren, und war schließlich der größte Geizhals im Lande. Das verdroß den Schatzmeister Heinrich von Plauen, und er ermahnte den Bauern oftmals, das viele Geld auch zum Segen zu brauchen. Doch des Bauern Herz war hart geworden und kalt wie sein vieles Gold. Als nun später Heinrich von Plauen Hochmeister wurde, rupfte er den Bauern so, daß er schließlich im Alter betteln gehen mußte.



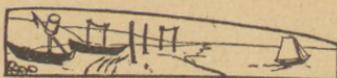
10. Das Totenglöcklein.

Vier Jahre lang hatten die Heiden schon vor der Burg Bartenstein gelegen, ohne daß sie diese zu bewältigen vermocht hätten. Aber drinnen waren längst alle Vorräte und zuletzt sogar die Roffe mit ihren Fellen verzehrt. Da sahen die Kreuzritter, daß sie die Burg nicht länger halten könnten, und sie beschloffen dieselbe zu verlassen, zuvor aber dem Feinde noch einen herben Schlag beizubringen. So hielten sie sich eine Zeitlang ruhig, daß die draußen meinten, der Hunger habe schon alle drinnen getötet, und sorglos den Thoren naheten. Da stürzten die Ritter aus der Burg hervor und erschlugen der Feinde so viele, als sich in der Nähe befanden. Und also geschah es zu drei Malen, so daß die Feinde sich zuletzt nicht mehr durch die anscheinende Ruhe verlocken ließen. Hierauf beschloffen nun die Christen, durch eine Stimme vom Himmel, den ein frommer Bruder um Rat angefleht, dazu angewiesen, die Burg wirklich zu verlassen. Als sie noch berieten, wie sie unbemerkt den Feinden entkommen möchten, erbot sich ein blinder Greis, zurückzubleiben und regelmäßig zu den bestimmten Zeiten, beim Englischen Gruß und an den kanonischen Stunden das Glöcklein zu ziehn,



daß die Feinde glauben sollten, die Burg sei noch wie sonst besetzt. Und also ward es vollführt. Die übrigen Brüder entkamen glücklich unter der Hülle des nächtlichen Dunkels, nachdem sie ihre Toten zuvor bestattet; der blinde Mesner aber ließ wie sonst Hora und Vesper erschallen, bis zuletzt das Verhalten des Glöckleins den Heiden das Zeichen gab, daß die Besatzung vom Hungertode hingerafft sei. Aber wie erstaunten sie, als sie beim Eindringen in die Burg kein Zeichen des Todes erblickten, bis zuletzt einige den Mesner fanden, wie er am Altare lag und den Glockenstrang noch in der Hand hatte. Da wollte der Feldherr den Leichnam des Greises die Tat büßen lassen; aber als er zur Kirche kam, war der Tote verschwunden. Boten des Himmels hatten ihn fortgeführt.





11. Die Belagerung von Fischhausen.

Zur Zeit Christians, des zweiten Bischofs von Samland, versuchten es die heidnischen Rinauer, die Burg Fischhausen einzunehmen. Als sie vor dieselbe gelangten, war es gerade Mittag, und der Bischof mit allen, die in der Burg waren, pflegte des Schlafes. Die Pforte war nur mit einem Riegel, der durch ein Riemlein aufgezo- gen werden konnte, verwahrt, und dieses Riemlein hing sichtbar herab, so daß die Pforte ohne alle Mühe geöffnet werden konnte. Die Preußen waren aber so mit Blindheit geschlagen, daß sie das Riemlein nicht nur nicht wahrnahmen, sondern es ihnen sogar schien, als ob die Pforte von Erz sei. Unter- dessen erwachte der Burgwart und rief denen drinnen zu, daß die Feinde da wären. Darüber erschra- ken die letzteren so, daß sie eiligst die Flucht ergriffen, indem es ihnen schien, als ob die Burg von einem großen Haufen Kriegsvolks besetzt sei, obwohl ihrer nur sehr wenige waren. Jene Pforte wurde nachmals zum ewigen Angedenken dieser Begebenheit vermauert.

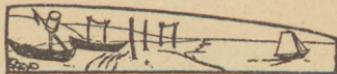


12. Die erhängten Gäste



ur Zeit des Hochmeisters Friedrich von Meissen lebte ein behender Dieb, der so geschickt im Pferdestehlen war, daß auch die größte Vorsicht nichts gegen ihn nützte. Nun hatte ein Dorfpfarrer ein schönes Pferd, das hatte er dem Fischmeister zu Angerburg verkauft, aber noch nicht abgeliefert. Da wettete der Dieb, er wolle auch dieses Pferd noch stehlen und dann aufhören mit seinem listigen Gewerbe. Dem Pfarrer war dies zu Ohren gekommen, und er ließ das Pferd so sicher verwahren, daß der Dieb auf keine Weise dazu kommen konnte.

Als der Pfarrer jedoch nach einigen Tagen auf dem Pferde in die Stadt ritt, da kam der Dieb, unkenntlich als Bettler verkleidet, auf zwei Krücken und bettelte in der Herberge, wo der Pfarrer eingekehrt war. Als er merkte, daß der Pfarrer sich zum Weiterreiten rüstete, eilte er voraus ins Feld, warf seine Krücken auf einen Baum am Wege und legte sich darunter. Nach einem Weilchen kam der Pfarrer geritten, sah voll Mitleid den armseligen Bettler liegen und forderte ihn auf, nach Hause zu gehen, da die Nacht nicht mehr fern sei und die Wölfe ihn zerreißen könnten. Gar wehleidig klagte der Bettler, daß böse Buben



ihm die Krücken auf den Baum geworfen hätten. Nun könne er nicht heim und müsse hier wohl elend umkommen. Der Pfarrer erbarmte sich des Armen, sprang vom Pferde, zog sein Reitwams aus und kletterte mühsam auf den Baum, um die Krücken herabzuholen. Der Dieb war unterdessen schnell auf den Füßen, warf sich aufs Pferd und jagte mitsamt dem Reitrock des Pfarrers davon. Der brave Pfarrer mußte nun zu Fuß wandern, brachte aber die Sache vor den Pfleger von Leuenburg, der den Dieb greifen und an den Galgen hängen ließ. So hatte er wirklich zum letzten Male gestohlen, aber noch lange nach seinem Tode erzählte man sich viel von seiner List und Behendigkeit.

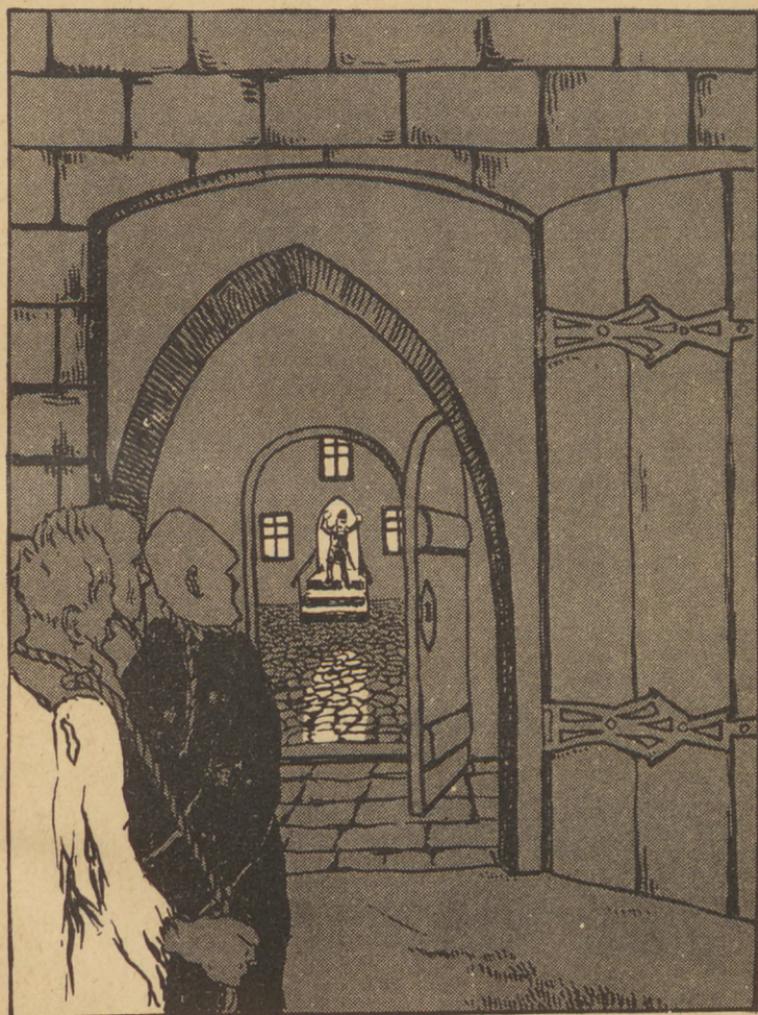
Einst ritten mehrere Edelleute, die von einem Gelag kamen, bei dem Galgen vorbei, wo er noch hing, und wie sie gerade von den feinen Stücken des Diebes schwatzten, da rief einer von ihnen, ein wüster Mensch: „O du behender und kluger Dieb, du mußt ja viel wissen, komm nächsten Donnerstag mit deinen Gefellen zu mir zu Gast und lehre mich deine Listen!“ Die andern lachten und redeten noch mancherlei hiervon, während sie ihres Weges ritten.

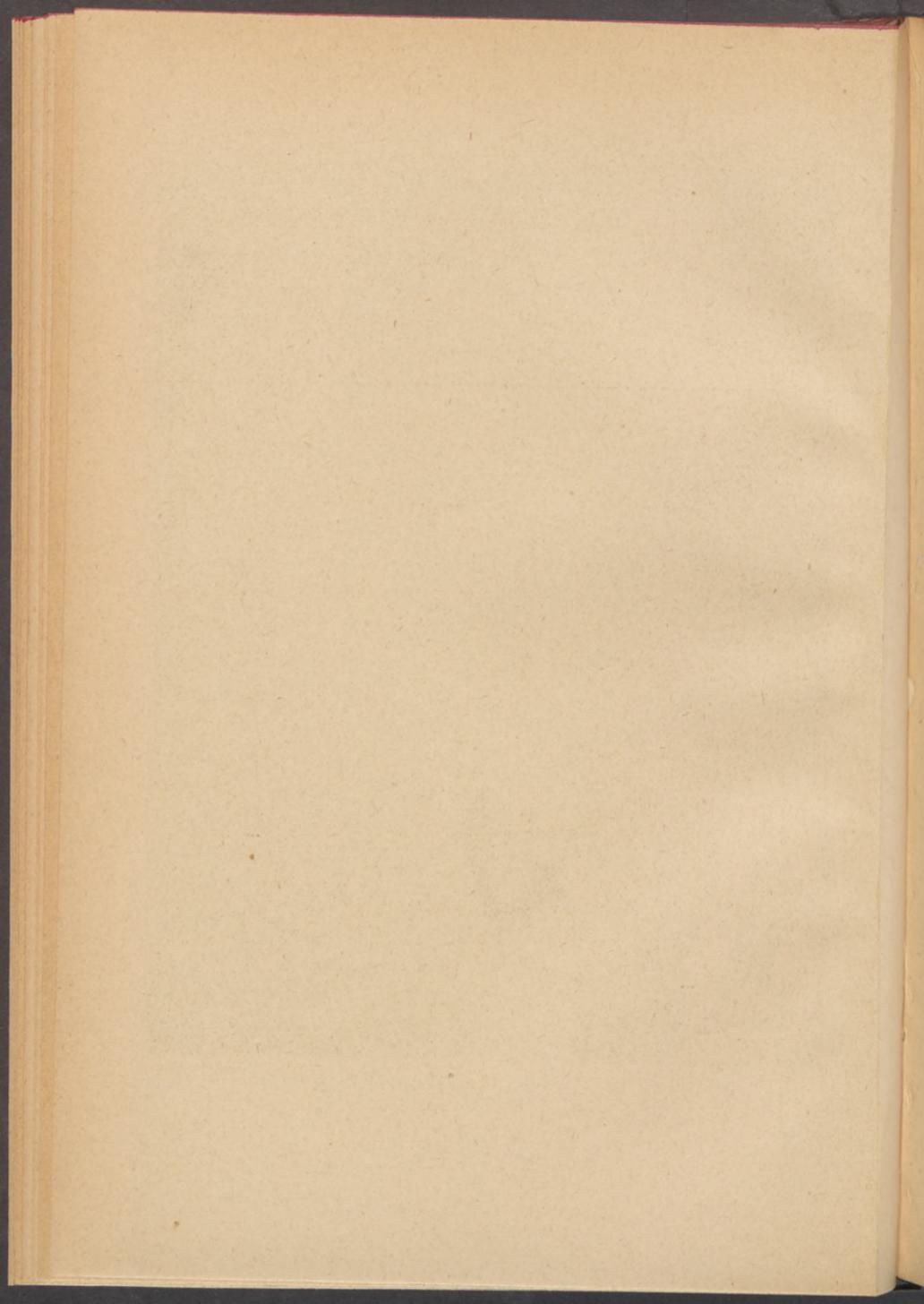
Des Donnerstags aber, früh um 9 Uhr, als der Edelmann, der sich abends vorher brav bezechet hatte, noch im Bette lag, kamen die Diebe, so viele dort am Galgen hingen, in seinen Hof mit ihren Ketten und Stricken, gingen zur Hausfrau, grüßten sie und sagten: „Der Junker hat uns zu Gast gebeten, geh und wecke ihn auf.“ Entsetzt eilte die



Hausfrau zu ihrem Manne und erzählte ihm, was für Gäste gekommen wären. Den Junker überlief ein eifriger Schreck, doch stand er eilends auf und ging hinab, um die gefährlichen Gäste willkommen zu heißen. Er führte sie in den Saal und ließ Essen auftragen, soviel nur in Eile möglich war. Dann sprach er zu dem gerichteten Pferdebieb: „Lieber, man hat deiner Behendigkeit einst viel gelacht. Mir ist zwar jetzt gar nicht lächerlich zumute, doch wundert es mich, wie du gar so geschickt gewesen, da du doch ein grober Geselle zu sein scheinst.“ Der Dieb antwortete mit hohler Stimme: „Wenn der Satan sieht, daß ein Mensch Gottes Wort verlassen, so kann er ihm leicht alle Geschicklichkeit und List verleihen, und es ist die Wahrheit, die da spricht: Die Kinder der Welt sind witziger in ihren Geschäften als die Kinder des Lichtes.“ Da schwieg der Junker, und als nun die Mahlzeit beendet war, standen die Gäste auf, dankten dem Junker und sprachen beim Abschied: „So bitten wir Euch auch aus dem heimlichen Gerichte Gottes an das Holz, wo wir um unserer Missetat willen von der Welt getötet worden, da sollt Ihr mit uns auf Euch nehmen das Gericht zeitlicher Schmach. Und dies wird sein heut über vier Wochen.“ Dann verschwanden sie.

Der Junker stand da wie gelähmt vor Schreck und sann über die düstere Prophezeiung. Nach und nach raffte er sich auf und tröstete sich selbst, daß er ja niemand etwas genommen, wofür er bestraft werden könne, daß auch jener

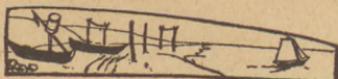






Tag in vier Wochen auf Allerheiligen fiel, an welchem Tage man nicht zu richten pflegte. Um auch die folgenden Wochen nicht in Versuchung zu kommen, irgend etwas Böses zu tun, blieb er stets zu Hause und lud ständig Gäste zu sich, damit, falls etwas geschehen sollte, er Zeugen hätte, daß er nie ausgewiesen.

Nun war damals viel Räuberei im Lande. Besonders berüchtigt waren die Reuter Gregor Maternens, von denen einer den Hauskomtur Bruder Eberhard von Empten erstochen hatte. Deshalb hatte der Komtur den Befehl erhalten, wenn man einen von diesen ergriffe, ihn sofort und ohne jede Audienz zu richten. Der Mörder ward auch ausgekundschaftet, und der Komtur setzte ihm mit den Seinen nach. Nun war gerade Allerheiligen gekommen, und der Junker dachte, daß er nun frei sei, und wollte sich gegen Abend nach dem lange Zuhause sitzen etwas erfrischen. So ritt er ins Feld, froh, der Gefahr entronnen zu sein. Wie er nun so dahintrabte, eilig und schnell in seiner Freude über die wiedergewonnene Freiheit, kam gerade des Komturs Volk vorbeigejagt. Es war schon dämmerig, und so kam es ihnen vor, als sei es des Mörders Pferd und Kleid. Schnell ritten sie auf ihn zu und wollten ihn fangen. Der Junker setzte sich zur Wehr, und in der Hitze des Gefechts erstach er einen jungen Edelmann, des Komturs Freund. Bald wurde er überwältigt, gefesselt, nach Leuenburg geführt und noch an demselben Abend zu seinen Gästen an den Galgen gebracht.



13. Das Schmerlenfließ.

Es war ein kleines Fließchen nicht weit von Königsberg, wo jedermann frei fischen durfte. In diesem kleinen Fließ ließ auch einst Herzog Albrecht der Ältere einen Fischzug tun, und seine Leute fingen so viel Schmerlen, daß alle aufs höchste verwundert waren über die große Menge der Fische. Herzog Albrecht war sehr erfreut, denn gerade die Schmerlen waren ein beliebter Leckerbissen bei der herzoglichen Tafel, und damit der gute Fisch jederzeit für den Herzog da wäre, wurde dem Volke das Fischen in diesem Fließ verboten. Aber diese Härte gegen das arme Volk wurde sofort bestraft, denn von Stund' an nahm die Menge der Fische ab, so daß, wenn man hernach Schmerlen für den Herzog fangen wollte, zwei Männer einen ganzen Tag fischen konnten, ohne auch nur für eine Person genug zu haben. Und was man fing, waren keine schönen Fische, sondern Stechbüttel.

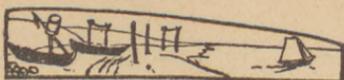
Ähnlich sind auch an andern Orten die Fische plötzlich vergangen. So entstand einst über das Fischrecht in einem Bache Streit, der so heftig wurde, daß es zum Lotschlag kam. Von der Zeit an konnten in dem Teil des Baches, um den der Hader sich erhob, niemals wieder Fische gefangen werden, während ober- und unterhalb Fische genug waren.



14. Die Vierbrüder-Säule.

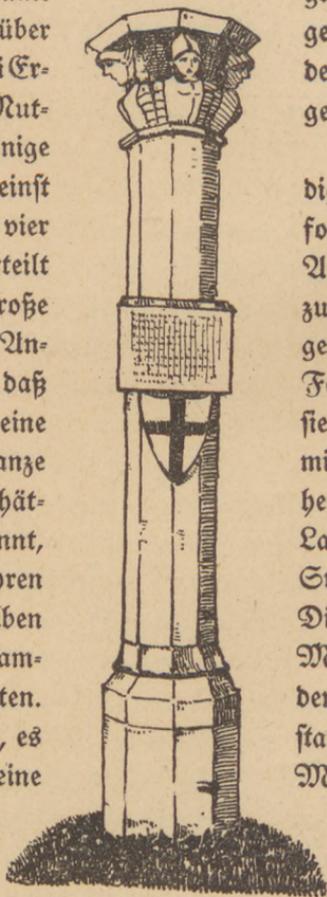


n Königsbergs Umgebung findet sich manch ein schöner alter Wald. Herrliche Laubbäume und mächtige, breitästige Kiefern wechseln mit malerischem Heideland, was der Gegend einen eigenartigen Reiz verleiht. Solch ein schönes Stück Wald erstreckt sich auch als ein Teil der Rapornischen Heide von Metgethen nach Vierbrüderkrug. Ein gemütliches Gasthaus steht dort im schönsten Hochwald, und der Ort hat seinen Namen von einer uralten, hölzernen Säule, der Vierbrüder-Säule, die noch heute dort am Wege steht. Sie ist etwa 24 Fuß hoch und trägt als Kapital vier bärtige Männerköpfe mit Helmen auf den Hauptern. Die Säule steht schon seit undenklichen Zeiten und ist im Laufe der Jahre schon mehrfach umgesunken und zerfallen. Doch immer muß sie wieder aufgerichtet und ausgebessert werden. In früheren Zeiten waren hiermit allerlei seltsame Bräuche verbunden; die hat man aber jetzt vergessen, und es ist nur noch der eine übrig geblieben, daß der Zimmermann, der sie wieder



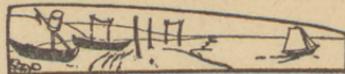
aufrichtet, sich vor ihr verneigt und mit lauter Stimme ihr seinen Wunsch abstattet, daß sie lange stehen möge.

Wie diese Säule entstanden, darüber gibt es mancherlei Erzählungen und Mutmaßungen. Einige sagen, es seien einst an dieser Stelle vier Brüder gevierteilt worden, die große Mörder gewesen. Andere behaupten, daß dort vier Brüder eine Reise durch die ganze Welt verabredet hätten, sich hier getrennt, nach vielen Jahren aber an derselben Stelle wieder zusammengefunden hätten. Auch erzählt man, es habe dort früher eine alte mächtige Eiche gestanden mit vier



großen starken Zweigen, die den Göttern der alten Preußen geheiligt gewesen sei.

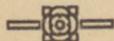
Die glaubwürdigste ist wohl aber folgende Erzählung: Als die Ordensbrüder zum ersten Male gegen die Sudauer zu Felde zogen, nahmen sie nur wenig Volk mit und wurden daher mitsamt dem Landmeister von den Sudauern geschlagen. Dies kränkte die Mitglieder des Ordens bitter, und vier starke Ordensbrüder, Martin Golin, Konrad Entkin, Jakob Stobemel und Ma-

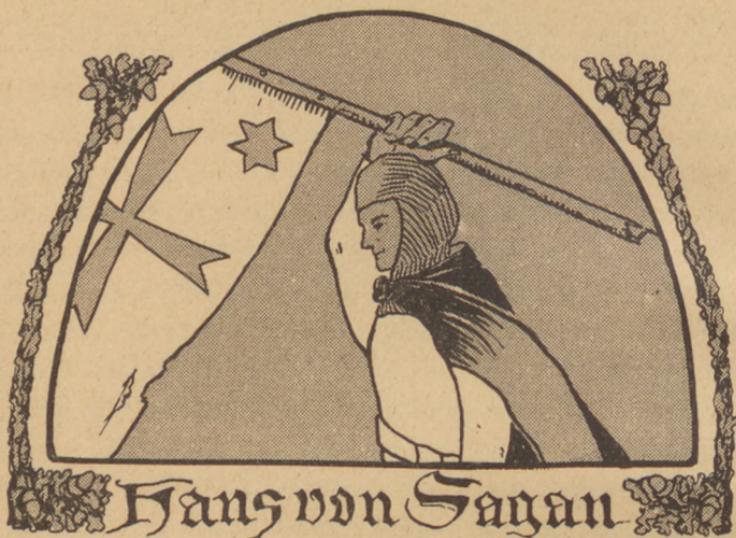


lathias Koblenz beschloffen, die geschlagenen Brüder zu rächen. Sie machten sich heimlich auf und fielen plötzlich mit hundert Fußgängern in Sudauen ein, wo der ganze Adel des Landes gerade zu einem großen Gelage versammelt war. Sie harrten im Walde auf die Nacht, und als nun die Sudauer nach gar manchem festen Trunk lagen und schliefen, da machten sich die Brüder auf, erschlugen 93 Preußen von Adel und kehrten mit großer Beute heim. Zum Andenken an diese That wurde den vier Brüdern des Ordens in dem Walde die Säule gesetzt.

Heute trägt die Säule folgende Inschrift, welche die Geschichte wieder noch anders erzählt:

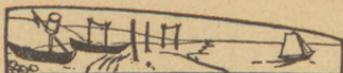
Zwölfhundertfünfundneunzig — die Chronik nennt dies Jahr —,
Zur Zeit als Ordensmeister Meinhard von Quersfurt war,
Da ruhten hier im Haine vier Waffenbrüder aus,
Von Sudau'n siegreich kehrend zurück nach blut'gem Strauß.
Da war der wackre Dyvel, der rüst'ge Kobenzell
Und Stobemehl und Röder, ein mutiger Gesell.
Die Treue, die dem Orden sie hatten angelobt,
War schon in Gau'n voll Aufstands im Kampfe oft erprobt.
Sie saßen froh beim Mahle, nah' Convedits Schloß,
Da stürzte aus dem Dickicht hervor der Feinde Troß.
Mit Schwert und Spieß und Keule streckt' nieder er die Vier;
— Und zum Gedent der Toten steht diese Säule hier.





15. Königsberg bestand ursprünglich aus drei einzelnen Städten: Kneiphof, Löbenicht und Altstadt. Von diesen drei Teilen war und blieb wohl Kneiphof der wichtigste. Er hat seinen Namen von seinem Erbauer, dem Hochmeister Winrich von Kniprode, und führt im Wappen eine Hand mit einem blauen Ärmel, welche eine Krone trägt; an den Seiten befinden sich zwei Hörner. Wie die Stadt zu diesem Wappen gekommen, das ist eine alte Geschichte.

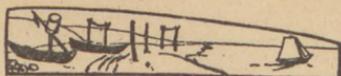
Es war in der Schlacht von Rudau. Dort ging es hart her für den Orden, und seine Streiter fingen an zu weichen. Wie nun alles beinahe verloren war, trat ein mutiger Schustergefell vor, mit Namen Hans von Sagan, der Sohn eines Bürgers aus dem Kneiphof. Der ergriff die schon niedergesunkene Fahne und stürmte mit ihr voran.



Mit lauter Stimme rief er den Kameraden Mut zu, und sein beherztes Eingreifen begeisterte die Ordensbrüder so, daß die Schlacht gewonnen und das Feld behauptet wurde. Dieser mutige Schustergesell, der in hoch erhobener Hand die Fahne schwenkte, trug einen blauen Ärmel, und um seine tapfere Tat immer dem Volke in Erinnerung zu halten, verlieh der Orden der Stadt in ihrem Wappen eine Hand mit einem blauen Ärmel.

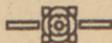
Nach der siegreichen Schlacht ließ der Hochmeister den tapferen Hans vor sich kommen und befahl ihm, sich eine Gnade auszubitten. Der wollte für sich selbst nichts fordern und bat nur, daß jährlich am Himmelfahrtstage den Kneiphöfischen Bürgern zur Lust und Freude ein Gastmahl im Schloß auf Unkosten der Herrschaft gegeben werde. Diese Bitte wurde ihm gern erfüllt, und der Orden veranstaltete der Bürgerschaft alljährlich ein großes Festgelage, das Schmeckbier genannt. Das Bild des Hans von Sagan aber hat lange Zeit auf dem Turm nach der Schloßkirche zu gestanden.





16. Die wunderbare Münze.

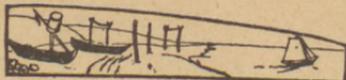
Gegen Ende des 16. Jahrhunderts reiste ein berühmter Zauberer namens Hieronymus Scott in Preußen umher. Seine Künste hatten ihm viel Ansehen eingetragen, so daß ihn sogar der Herzog von Preußen an seine Tafel lud. Viel edle Herren saßen da beisammen, und schließlich kam das Gespräch auf das Goldmachen, und wie es doch trotz aller Mühe noch keinem gelungen sei. „Ei“, sprach der Zauberer lächelnd „das ist nicht so schwer“, nahm ein Stück Brot, das gerade neben ihm lag, und machte vor aller Augen sofort eine große goldene Münze daraus. Das Erstaunen war groß, und jeder bewunderte den mächtigen Zauberer. Der schenkte die Münze dem damaligen preussischen Kanzler Christoph von Rappen, welcher mit bei der Tafel saß. Die Goldmünze hat 25 Dukaten Wert und ist im Münzkabinett der Wallenrodtschen Bibliothek zu Königsberg aufbewahrt. Auf der einen Seite hat sie ein erhabenes Brustbild mit der Umschrift: Effigies Hieronymi Scoti Ploc., auf der anderen Seite steht die Jahreszahl 1580.





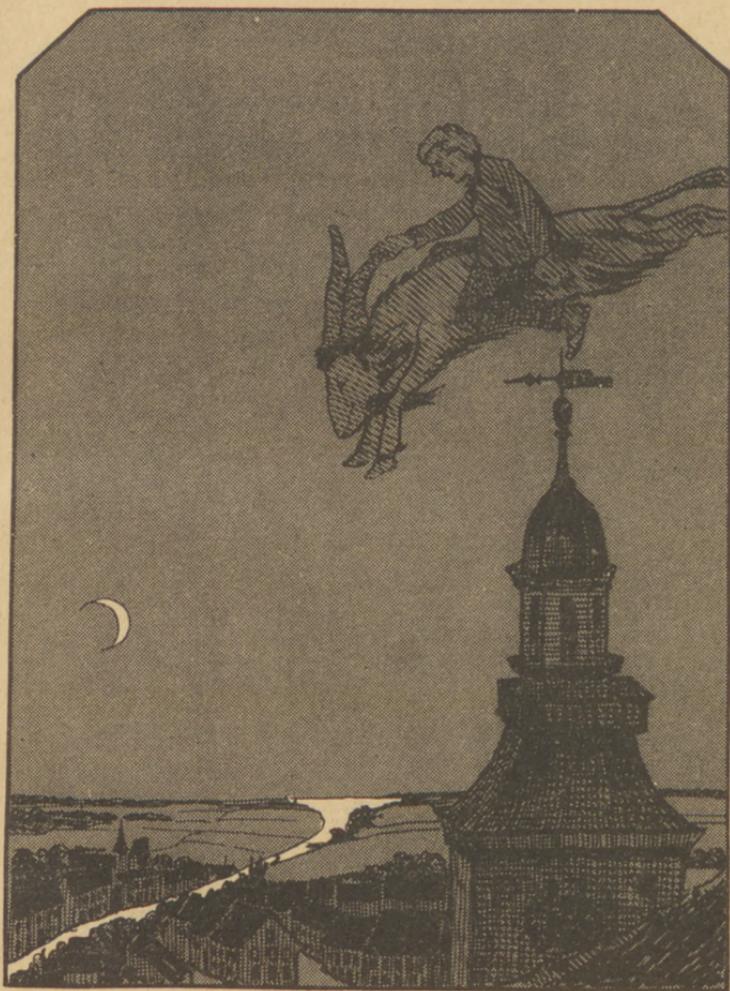
17.

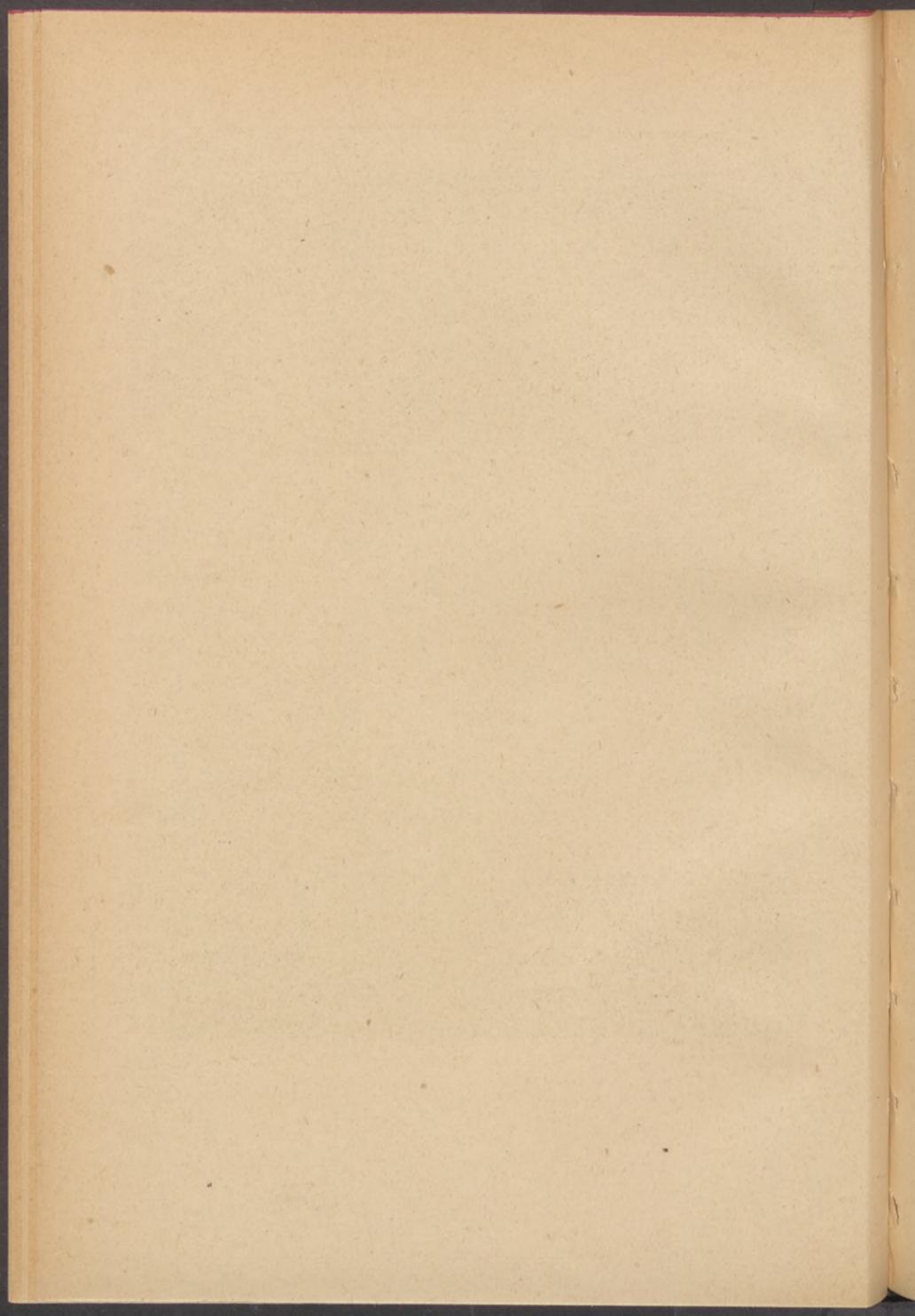
Im Jahre 1587 wohnte in Königsberg in einer Straße, die der Rosgarten heißt, ein Schneidergesell mit Namen Kaspar Freudenreich. Eines Samstags abends hatte er mit zwei Schuhknechten im Hause seiner Meisterin gezecht. Es war nach zehn Uhr, als ihn die Freunde verließen, und er verweilte einen Augenblick in der Haustür, um ihnen nachzuschauen. Da stand plötzlich ein großer Bock vor ihm, der zu seiner Verwunderung zu sprechen anfing. „Du mußt nun mit mir“, rief er dem Schneider zu, „sitz auf!“ „Wie Gott will“, antwortete der Schneider und kletterte auf den Bock. Kaum saß er oben, so flog der Bock mit ihm durch die Luft bis auf den Löbenichtschen Glockenturm, flog rund um die Fahne herum und dann weiter, hopp, hopp in rasendem Ritt auf den Domturm im Kneiphof. Rund herum fauste er, und dann ging die wilde Jagd nach dem Haberbergischen Kirchhof, wo der Bock den Schneider, dem bald Hören und Sehen vergangen war, unter einer Linde niedersezte. Der Teufel, denn das war der Bock, verwandelte sich nun in einen großen schwarzen Mann mit brennenden Augen so



breit wie Eßlöffel. Er bot dem Schneider eine neue Goldmünze und ein vergoldetes Buch und versprach, ihm das Geld in Scheffeln zuzumessen, wenn er sich ihm ergeben wolle. Dem Kaspar war es anfangs so, als wenn ihm der Mund verbunden wäre, er kriegte kein Wort heraus vor lauter Schrecken. Da sah er in seiner Not ein Kräutlein unter der Linde wachsen, das raufte er aus und roch daran. Das gab ihm neue Kraft, und er sprach: „Weiche von mir, du böser Geist, du hast keinen Teil an mir.“ Als der Teufel sah, daß er den Gesellen nicht zu seinem Willen bereden könne, führte er ihn zum vierten Male über die Stadt Königsberg. Hinterm Kreuzestor, da wo jetzt der Roszgärter Markt ist, nicht weit von seiner Meisterin Hause, setzte er ihn hart auf die Erde. Als der Kaspar sich aufgerafft hatte und nach Hause wollte, da kam ein weißer Mann zu ihm und geleitete ihn. Als der Geselle zu Hause anlangte, war er so matt und kraftlos, daß er umsank und mehrere Tage krank lag. Dann wurde er aber wieder gesund und ist zeit seines Lebens von aller Versuchung verschont geblieben.



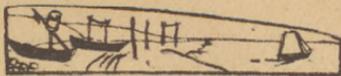






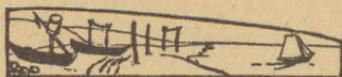
18. Das Gelage des Teufels.

Um das Ende des 16. Jahrhunderts lebte in Königsberg ein Schuster mit Namen Franz Cyrus. Ein braver Bursche von etwa 19 Jahren, Martin Ferber aus Saalfeld, war bei ihm Lehrjunge. In einer Frühlingsnacht lag einmal der Bursche in seiner Kammer und schlief. Da ging die Tür auf, und der leibhaftige Satan schlich sich herein. Er sah gar grauenhaft aus, hatte zwei große brennende Augen im Kopfe und rief dem Jungen mit hohler Stimme zu: „Schläfst du?“ Martin erwachte und fragte schlaftrunken: „Meister, seid Ihr's?“ „Ja, ich bin's“, antwortete der Teufel. Vor seiner grausigen Stimme, die klang, als wenn sie aus einem hohlen Topfe käme, hatte sich der Bursche so erschrocken, daß er den Kopf unter die Bettdecke steckte und rief: „Hilf, Herr Jesu, du Sohn Davids!“ Darauf war's ein kleines Weilschen still in der finstern Kammer, aber nicht gar lange, da ließ sich der Teufel wieder merken. Er riß dem Lehrjungen



die Bettdecke vom Kopf und fragte ihn, ob er ihm angehören wolle. Dem war vor Entsetzen die Sprache schier vergangen, so daß er kein Wort antworten konnte. Da befahl ihm der Teufel, sich am folgenden Tage vor der Stadt einzufinden, wo er alsbald bei ihm sein würde; er dürfe aber niemandem hiervon etwas anvertrauen. Dann war er plötzlich verschwunden.

Am nächsten Morgen aber erzählte der Lehrjunge alles, was sich zugetragen, seinem Meister. Der machte sich gleich auf, um einen Geistlichen zu holen. Nach einer Weile geht der Bursche ihm nach, und als er bei der Kneiphöfischen Badstube auf das Bollwerk kommt, tritt ihm plötzlich der Teufel in Hosen und Wams, aber mit Hahnenfüßen entgegen und ruft ihm zu: „Kommst du?“ Martin konnte vor Schreck wieder nichts antworten, da packte ihn der Teufel beim Kragen und schwang sich mit ihm über den Pregel nach dem Kneiphöfischen Alschhof. Dort lag den Wiesen gegenüber in einem Garten ein Türmchen, in dessen rundem Gemache sie landeten. Zitternd sah der Bursche um sich und erblickte einen ganzen Haufen Teufel, alle mit Hosen und Wams von Samt bekleidet und mit goldenen Ketten angetan; die saßen um einen runden Tisch. Eine schwarze Decke lag darauf, und eine aufgehäuften Schüssel mit Braten stand da inmitten vieler langer Gläser, und all die Teufel ließen es sich mit Essen und Trinken wohl sein. Auch ein Sackpfeifer war da, der ihnen aufspielte. Der Lehrjunge



mußte sich zu seinem Führer setzen, und der befahl ihm, zu essen und zu trinken. Den Burschen schüttelte das Grauen, und er meinte, nicht einen Schluck herunterbringen zu können; doch es half ihm nichts, der Teufel zwang es ihm ein.

Alle die Gäste in der Runde redeten viel miteinander, das klang gar unheimlich wie durch hohle Töpfe. Endlich waren alle gesättigt, das schwarze Tischtuch verschwand, und statt dessen lag auf dem Tische ein Haufen Goldstücke.

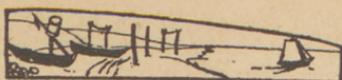
„Wenn du mein sein willst, so kannst du davon nehmen, soviel du willst“, sprach der Führer des Jungen; doch Martin antwortete jetzt fest und laut: „Ich will nicht“.

Da machten sich die übrigen ans Würfelspiel, klapperten weidlich mit den Bechern und wühlten in dem Golde. Martin, der sie so eifrig beschäftigt sah, versuchte unterdes sich heimlich davon zu machen; doch kaum war er ein Stückchen nach der Tür zu geschlichen, da folgte sein Führer ihm auch schon.

„Wo willst du hin, dummer Kerl, du kannst doch nicht hinauskommen!“

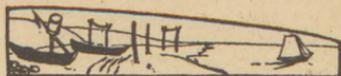
„Gott hat mir hineingeholfen, der wird mir auch wieder heraus helfen“, antwortete der Bursche zuversichtlich. Da ergrimmte der Satan und stürzte ihn kopfüber die hohe Wendeltreppe hinab.

Als Martin nach dem schweren Falle wieder zu sich gekommen, rief er: „Jesus, du Sohn Davids, errette und erlöse mich aus des Teufels Gewalt!“ und alsbald stand ein schöner, blondgelockter Jüngling in weißem Gewande vor



ihm und fragte ihn, was er da mache, wer ihn dorthin beschieden und wie er hineingekommen. Der Junge antwortete: „Das weiß ich nicht, unser Herrgott weiß es am besten“. Da führte ihn der Jüngling über Planken und Gräben bis auf einen Düngerhaufen. Dort nahm er ihm sein Koller ab und warf es in den Schmutz und sprach: „Das soll euch eine Lehre sein, dir und allen Männern Königsbergs, die großen Koller, die welschen Hosens und französischen Mützen abzulegen, sonst wird euch der allmächtige Gott schwer strafen“.

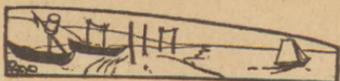
Als nun Martin beim Nachhausegehen zwischen die Speicher kam, trat der Teufel nochmals zu ihm und fragte ihn, wo er hin wolle, und als der Junge antwortete: „Nach Hause“, sagte er zu ihm: „Du kannst nicht nach Hause, du hast mit mir gegessen und getrunken, du mußt bei mir bleiben, doch willst du mein sein, so will ich dir wieder nach Hause helfen.“ Als aber Martin erwiderte: „Unser Herrgott hat mir aus dem Garten geholfen, der wird mir auch nach Hause helfen“, war der Teufel verschwunden. Wie der Lehrjunge nun endlich heim kam, hatte er um seinen Arm eine schwarze Binde, von der er nicht wußte, wie er dazu gekommen, und die sein Meister gleich verbrannt hat. Sechs Tage ist er ganz verwirrt gewesen und hat drei Tage krank gelegen, hat nichts essen können, und die Glieder sind ihm wie zerschmettert gewesen, aber der Teufel ist nicht mehr zu ihm gekommen.



19. Die fromme Magd zu Königsberg.

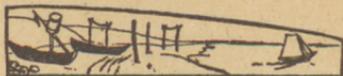
Es war im Jahre 1633 am 24. September nachmittags zwischen drei und vier Uhr, da trug sich in Königsberg die folgende wundersame Begebenheit zu. Im Lössenicht, einem Stadtteil Königsbergs, wohnte damals der wohlweise, ehrenfeste Gerichtsverwandte, Herr Michael Hering. Der hatte eine Dienerin mit Namen Barbe, aus dem Sehestischen gebürtig. Es war eine tüchtige Magd, fromm und gottesfürchtig. Als sie nun an jenem Tage in die Schlafkammer gegangen war, um das Bett zu machen, kam ihr daselbst plötzlich ein Grauen an, und wie sie sich umsah, erblickte sie einen Jüngling in weißen Kleidern, der ausah wie ein Engel Gottes. Dieser sagte zu ihr, sie solle sich nicht fürchten, sondern mit ihm gehen an den heiligen Ort, da man singt und betet.

Sie entschuldigte sich, sie wäre nicht ordentlich angezogen, hätte auch keine Schuhe an, er aber umfaßte sie und führte sie zum Fenster hinaus, durch das eiserne Gitter, auf einen Wagen, vor den vier weiße Pferde gespannt waren. Sie fuhr nun mit dem Engel, ohne daß sie unterwegs etwas sehen oder hören konnte, weil alles nur einen Augenblick dauerte, zu Gott dem Herrn. Der saß in weißen



Kleidern da, mit weißem Haupt und Bart, und um ihn standen viele Engel und auch viele fromme Christen, die vor sich Bücher hatten und daraus sangen. Die Magd fürchtete sich sehr, aber Gott der Herr ließ ihr durch den Engel, der sie hergebracht hatte, sagen, sie solle guter Dinge sein, wäre sie doch sein Kind und glaube an Jesum Christum; sie solle auch wieder auf die Erde gebracht werden, weil ihre Dienstherrschaft sich um sie bekümmere. Der Herrschaft möge sie melden, daß sie von allen Kanzeln Königsbergs verkündigen lasse: Gott wolle, daß die Leute von ihrer Hoffart abstehen, nicht mehr sich mit Krummflechten und großen Drahtkollern puzen und die Schuhe mit den schrecklich hohen Abfäßen und den großen Brillen darauf nicht mehr tragen, sondern schlicht und einfach einhergingen. Wenn sie dieser Botschaft nicht folgten, so werde er sie hart und schrecklich strafen. Darauf nahm der Engel die Magd, führte sie im Fluge wieder zurück und brachte sie zu demselben Fenster durch das eiserne Gitter wieder hinein. Das war am 26. September um 3 Uhr gegen Morgen, also nach 36 Stunden. Die Herrschaft hatte die Barbe viel und vergeblich überall gesucht, und wie sie nun am Morgen aufstanden, fanden sie sie unverfehrt in ihrer Kammer. Die Magd war noch gar sehr erregt und erzählte bebend, was sie erlebt hatte.

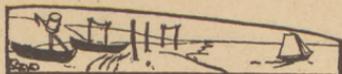




20. Die wandernde Traube zu Königsberg.

In der Schloßkirche zu Königsberg, nicht weit von dem königlichen Stuhle, sieht man oben am Gewölbe eine Weintraube von Kalk. Dieselbe hat der Maurermeister, der die Kirche erbaut, nach vollendeter Arbeit dort angebracht, zum Wahrzeichen, daß ihm von dem ganzen Verdienst nichts übrig geblieben, sondern daß er denselben ganz vertrunken. Dafür soll aber der Maurermeister nicht eher selig werden können, als bis die Traube ganz von ihrem Platz abgefallen ist. Einstmals, im Jahre 1647 am 16. Februar, ging sie mitten während der Predigt los, und man sah sie sich herunterlassen vom Gewölbe und eine gute Handbreit von der Mauer in freier Luft baumeln. Da fürchteten sich viele Leute, und die, welche darunter gesessen, standen auf und gingen an einen andern Ort, denn sie meinten, die Traube werde jeden Augenblick ganz herunterfallen. Allein sie fiel nicht, sondern blieb schweben, und am andern Morgen wurde sie, ohne daß eines einzigen Menschen Hand sie angerührt hatte, wieder an ihrem alten Ort fest gefunden.

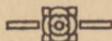




21. Das Kreuztor zu Königsberg.

Am Ende der Burgfreiheit zu Königsberg, da wo der Rosgarten anfängt, befand sich ehemals ein Tor, das Kreuztor geheißen, welches im Jahre 1705 abgebrochen wurde. Neben diesem Tore, im Winkel zur rechten Hand, stand vor alten Zeiten ein Kloster, zum heiligen Kreuz genannt, in welchem gar fromme Mönche waren. Bei einer Gelegenheit wurden die Mönche vertrieben, und es wurde aus dem Kloster ein Gießhaus gemacht, welches jedoch später an einen andern Ort nicht weit vom Holzgarten verlegt wurde.

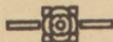
Jenes Kreuztor war früher immer besonders verschlossen, seitdem aber die Mönche vertrieben waren, ist es vom bösen Feinde besessen worden, also daß man es niemals hat zuhalten können, sondern wenn man es zugeschlossen hatte, fand man es gleich wieder offen, so daß man es zuletzt ganz weggebrochen hat.

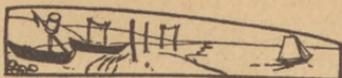




22. Der heilige Brunnen zu Königsberg.

Nicht weit von der Rothgärtischen Kirche zu Königsberg ist eine schöne und reiche Quelle, der heilige Brunnen genannt. Sie besaß ehemals eine große, wundersame Heilskraft, so daß viele kranke Leute dadurch zur Gesundheit gelangten, und deswegen fing man an, das Wasser häufig zu gebrauchen, und viele kamen weit her, um davon zu trinken. Doch die Eigentümerin des Brunnens, Dorothea Gevadrov, war eine zwar sehr reiche, aber auch ausnehmend geizige Witwe. Als sie nun merkte, wie ihr Brunnen geschätzt wurde, ließ sie ihn verbauen und verschließen, um von denen, die das Wasser holen wollten, Geld zu nehmen. Aber da auf einmal hatte jetzt das Wasser alle Wunderkraft verloren, und es konnte niemand mehr davon genesen. Die Frau aber wurde zur Strafe arm und elend.



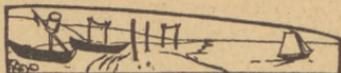


23. Die Leiter an dem Dom zu Königsberg.

Wie stark und dick man in alten Zeiten das Mauerwerk arbeitete, davon hat man ein Wahrzeichen an der Domkirche zu Königsberg. Geht man von der Akademie nach dem alten Kollegium zu, so wird man eine Stelle finden, daselbst ragt aus der Kirchenmauer ein Ziegel so hervor, daß man auf demselben stehen kann.

Es war zur Zeit, als man den Dom baute. Die Mauern waren schon ein ganzes Stück hoch gediehen, und die Arbeitsleute standen oben und waren emsig bei der Arbeit. Die Sonne stand schon hoch, und es war Mittag, da kamen Frauen und Kinder und brachten das Mittagessen. Doch siehe da, man reichte nicht mehr hinauf zu den Männern. Ein Gerüst gab es noch nicht, und man wußte nicht, was tun. Da hat ein Maurer etwas Kalk an die Mauer geworfen, einen Ziegel darauf gelegt, und der war bald so fest angellebt, daß er einen starken Mann trug und man nun leicht dort herauf- und herabsteigen konnte.



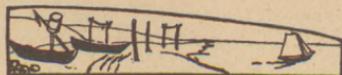


24. Das Bild der Eva zu Königsberg.

In der Altstädtischen Pfarrkirche zu Königsberg befindet sich an dem fünften Pfeiler nach Süden hin das Grabmal Johannes Malcherns, eines preußischen Kammermeisters, der im Jahre 1665 gestorben ist. Dieses Grabmal stellt in Steinmetzarbeit den Fall Adams dar, und damit trug sich im Jahre 1691 am 23. Sonntage nach Trinitatis folgende wunderbare Begebenheit zu. An diesem Tage wurde in der Kirche zum ersten Male das Lied gesungen: „Durch Adams Fall ist ganz verderbt“ usw. Auf einmal bemerkte man während des Singens, wie das Bild der Eva, welche neben Adam beim verbotenen Baume steht, sich hin und her bewegte, worüber sich viele Leute entsetzten. So oft auch später dies Lied gesungen wurde, soll sich das Bild wieder bewegt haben, bis man es zuletzt mit vielen Nägeln annagelte, worauf der Spuß verschwunden ist.

25. Die Neue Sorge.

Die jetzige Königsstraße in Königsberg hieß zuerst „Die Neue Sorge“. Dieser Name hatte folgenden Ursprung: Als man diesen Teil der Stadt erbaut hatte, schickte man zu dem Statthalter des Markgrafen, dem Fürsten Radziwill, und fragte ihn, wie die Straße heißen solle. Der war ein gar bequemer Herr und gab zur Antwort: „Ach, wieder eine neue Sorge!“ Da nannte man die Straße: Neue Sorge.

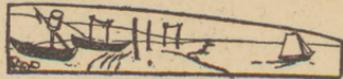


26. Der Rinau.



Der Galtgarbenberg hieß in den alten Heidenzeiten der Rinau. Wenn er auch nicht der höchste Punkt in Preußen ist, so ist er doch wegen seiner Lage mitten im Samlande am weitesten bemerkbar und noch jetzt wegen der herrlichen Fernsicht nach der Königsstadt, nach dem Haffe und der See sowie wegen des zum Andenken an die Befreiungskriege errichteten Denkmals und des erst kürzlich erbauten Bismarckturmes der bekannteste Berg Ostpreußens.

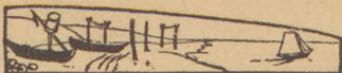
Zur Heidenzeit stand nun auf seinem Gipfel ein Heiligtum des Ligo, des Gottes des Frühlings und der Freude. Darin brannte eine immerwährende Flamme, die von keuschen Jungfrauen bewacht und unterhalten ward. Zu diesem Dienste war einst ein Mägdelein erkoren, das durch seine Schönheit das Herz eines Edlen des Samlandes entzündet hatte. Dieser trotzte den Vorschriften des Kriven, d. h. des Priesters, und schwur, die Erwählte dem Altare zu entreißen und als Gattin in sein Haus zu führen. Dreimal stürmte er das Heiligtum, dreimal wurden seine Scharen von den Wächtern zurückgeworfen; endlich drang der Jüngling



durch die Pforte, schon umfaßte sein Arm die Jungfrau, da erbrauste plötzlich eine wütende Windsbraut, Blitze zuckten, und zusammen stürzten die Mauern des Heiligtums und begruben die Frevler unter ihren Trümmern. Die heilige Flamme aber war auf ewig erloschen.

Seitdem hört man oft auf dem Gipfel des Berges mitten nachts ein wirres Getöse wie Schlachtenlärm und Rasseln der Waffen, bis auf einmal ein zuckendes Licht aus dem Boden heraufflammt. Dann verstummt plötzlich das Toben.

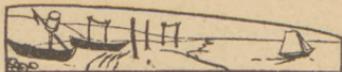




27. Die Schätze des Rinau.

Auf dem Rinau wohnten einst die Nachkommen des Samo, die Herren über Samland. Deshalb und wegen der vielen mächtigen Eichen, mit denen er bedeckt war, wurde der Berg für heilig gehalten, und das Bild des Kurcho und des Wurskaitis auf seinem Gipfel aufgestellt. In seiner Tiefe barg man die Urnen, in denen sich die Asche der verbrannten Leichen der Gebieter mit ihren schönsten Kleinodien, vielen Geldmünzen und anderen kostbaren Dingen befand. Von den Brüdern des Deutschen Ordens wurde nach der Eroberung Samlands das Heiligtum zerstört. Die Schätze aber blieben in der Tiefe.

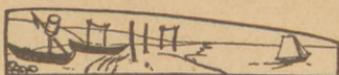
Da traf es sich im Jahre 1524, daß sich in Königsberg mehrere aus ihren Klöstern vertriebene Mönche befanden, die, ihres bisherigen Unterhalts beraubt, nicht wußten, wovon sie ferner leben sollten, und deshalb den Entschluß faßten, Schätze zu suchen. Als sie nun zu vierzehn zu diesem Zwecke auszogen, kamen sie an den Rinau, und weil sie dort ein altes Gemäuer sahen, von dem ein heftiger Regen die Erde, die es sonst bedeckt, fortgespült hatte, man ihnen auch berichtete, daß dort vorzeiten ein reicher Fürst gewohnt habe, so beschloßen sie, hier ihren ersten Versuch zu machen, und öffneten das Gemäuer. Als bald stieg aber aus der Tiefe



ein so giftiger Brodem hervor, daß fünf auf der Stelle tot niederstürzten und von den andern noch drei am folgenden Tage starben. Die, welche übrig blieben, erzählten nachher, sie hätten große Töpfe gesehen und auf jedem derselben einen schwarzen Hund, aus deren Maul der tödliche Dampf gekommen wäre.

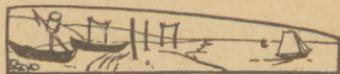
Nach einigen Tagen gingen sie von neuem zum Berge und nahmen Bilder mit sich, die mit geweihtem Öle bestrichen waren, sie lasen die Messe, sangen die Litanei, nahmen das Allerheiligste und beschworen, dieses vor die Grube haltend, die Geister. Da verlor sich der giftige Brodem, und sie kamen ohne Schaden in die Grube, fanden sieben große Töpfe, nahmen sie heraus und führten sie mit Frohlocken nach Königsberg. Als man diese nun aber in Gegenwart des Bischofs und des Hauskomturs öffnete, da hatte der Teufel das Geld, welches darinnen gewesen und das er den Mönchen nicht gönnte, verwandelt, so daß man nichts als kleine Kohlen, Menschenknochen und Asche fand





28. Die wandernden Steine bei Retteinen.

Bei dem Dorfe Retteinen, nicht weit von der Stadt Fischhausen, war vorzeiten ein großer Teich. Dieser Teich wurde im Jahre 1655 abgelassen, und es fand sich, daß er vom Ufer ab, nach der Mitte hin, immer tiefer zulief. Ganz in der Mitte aber, wo es also am allertiefsten war, lagen zwei große Steine; der eine davon war so groß, daß ihn keine zehn Pferde hätten von der Stelle ziehen können. Der andere war halb so groß. Da begab es sich, daß in der Nacht, nachdem der Teich ganz abgelassen war, die beiden Steine plötzlich ihre Stelle verließen und der größere nach Nordosten, der andere aber nach Nordwesten hin bergan zum Ufer sich bewegten, ohne daß sie von irgend einer sichtbaren Kraft in Bewegung gesetzt wurden. Der große ging 72 Fuß weit voran, der andere nicht ganz so weit; in die Erde schnitten sich tiefe Spuren hinein. Darüber entsetzte sich alles Volk, und es gab viel Gespräch in der Gegend, und man betrachtete es als eine böse Vorbedeutung. Die Regierung ließ daher durch das Stadtgericht in Fischhausen die Wahrheit der Sache untersuchen; allein der Richter fand, daß alles wahr sei. Die Steine liegen noch an der Stelle, auf welche sie gewandert sind, und keine Gewalt kann sie davon fortbewegen.



29. Der Bartel.

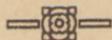
eben der Stadt Bartenstein erhebt sich hart am Allefluß ein jäher Hügel; zwischen Überresten einer Burg trägt dieser auf seinem Scheitel einen kolossalen Granitblock, der einige Ähnlichkeit mit einer menschlichen Figur zeigt. Die Sage berichtet, daß das Schloß versunken, das Felsstück aber der ehemalige Beherrscher des Landes, Barto, sei, der hier gehaust habe und beim Untergange seiner Burg in einen Stein verwandelt worden wäre. Noch jetzt nennt das Volk diesen Stein den Bartel. Auch erzählt man von großen Schätzen, die im Berge liegen, und von einem Gange, der von dessen Spitze unter der Alle weg nach einem benachbarten Kirchlein führe.

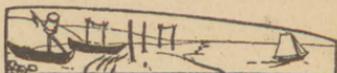




30. Das versteinerte Mädchen.

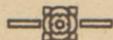
In Bartenstein wird noch ein anderer großer Stein in menschenähnlicher Gestalt aufbewahrt, der früher in der Johanniskirche, dann auf dem Markte aufgestellt war, sich jetzt aber in dem Garten des Rektors der Schule befindet. Von ihm erzählt man, daß ein Mädchen namens Gufte Balde in ihn verwandelt worden sei. Diese beklagte sich einst, als sie zur Messe ging, gegen ihre Mutter, daß sie in so schlechten Kleidern erscheinen müsse, während anderer viel geringerer Leute Töchter weit gepushter einhergingen. Die Mutter rief ihr voll Zorn hierüber zu: „Möchtest du zu Stein werden, du unverschämte Dirne!“ Und alsbald ging diese Verwünschung in Erfüllung.

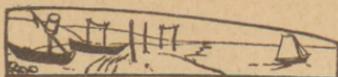




31. Der Glommensche Kesselteich.

Etwa eine kleine Meile von Bartenstein, auf der Grenze der Güter Rissitten und Glommen, befindet sich ein Teich. Er ist dadurch ausgezeichnet, daß er, sonst flach, in der Mitte einen Kessel von solcher Tiefe hat, daß alle Versuche, ihn zu ergründen, vergeblich geblieben sind, woher er auch den Namen des Kesselteichs führt. Hier soll einst ein Kirchlein versunken sein, und noch jetzt soll man oft in der Tiefe dessen Glocken hören. Auch erzählt man, daß von diesem Kirchlein aus ein unterirdischer Gang nach einem ziemlich entfernten Kloster geführt habe. Vier nebeneinander liegende, mit Gestein bedeckte Hügel zwischen Rissitten und Karolinenhaff werden als der Ort bezeichnet, wo das Kloster gestanden.





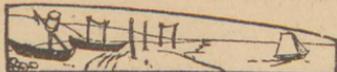
32. Die zwölf Ritter und die zwölf Nonnen zu Kreuzburg.

Als in der Stadt Kreuzburg noch der alte Markt und das uralte Rathaus stand, hat sich an jedem Neumonde eine gar seltsame Erscheinung wiederholt. Sobald die zwölfte Stunde ertönt war, kam nämlich aus der nach den Trümmern des alten Ordenshauses auf den Schloßberg führenden Kirchenstraße ein Zug von vier Wagen, die besonderer Art und unverdeckt waren, so daß man die darin Sitzenden deutlich erkennen konnte. Jeder Wagen war mit vier Pferden, die beiden ersten mit Schimmeln, die beiden letzten mit Rappen bespannt. Jene schritten ruhig einher, die Rappen aber schnoben Funken aus Maul und Nüstern. In den beiden ersten Wagen saßen, je zu sechs, zwölf Nonnen in weißem Ordenskleide mit Kreuz und Rosenkranz, aber ohne Haupt; in jedem der beiden letzten Wagen befanden sich sechs Ritter, die ihren Kopf mit dem Helme unter dem Arme hielten. Dreimal machte der Zug die Runde um den Ring des Marktes, doch ohne daß von dem Rollen der Räder etwas zu vernehmen gewesen wäre.



Statt des Rutschers saß auf den Wagen der Nonnen ein weißes Lamm, auf denen der Ritter ein schwarzer Ziegenbock, der gleich den von ihm gelenkten Rossen Funken sprühte. Im alten Rathause ist der Zug stets verschwunden, und man hat dann aus demselben eine gar wilde, lustige Musik mit abwechselnden rauhen Männerstimmen und feinem weiblichen Gesange gehört, zwischen denen es oft wie Orgeltöne und Choral geklungen. Mit dem Ende der Mitternachtsstunde kam der Zug der Wagen wieder aus dem Rathause heraus, machte von neuem dreimal die Runde um den Markt, fuhr dann aber nicht zur Kirchenstraße, sondern zur Hof- oder Schloßstraße hinaus. Nun saßen aber auf den geharnischten Leibern der Ritter die verschleierte Nonnenköpfe, während die Nonnen mit Helmbusch und geschlossenen Visieren angetan waren.

Also ist die Erscheinung von den Wächtern und den Marktbewohnern an jedem Neumonde gesehen worden, bis zum Pfingstfeste 1818, wo Markt und Rathaus durch eine Feuersbrunst zerstört wurden. Nur ein einzelnes altes Gebäude war stehen geblieben. Am nächsten Neumonde nach dem Brande erschienen auch die Nonnen und Ritter wieder, nun aber nicht mit vertauschten, sondern mit ihren eigenen Köpfen, und zwar sogleich, als sie über Schutt und Trümmer aus der Kirchenstraße daherrollten. Neunmal machten sie die Runde um den rauchenden Markt und fuhren dann in das stehengebliebene Haus ein, in welchem sich der frühere



Jubel wiederholte; doch sanfter Klang die Musik, und Orgelton und Chorgesang hielten den wilden, lustigen Reigen nieder, so daß er je länger je mehr verhallte.

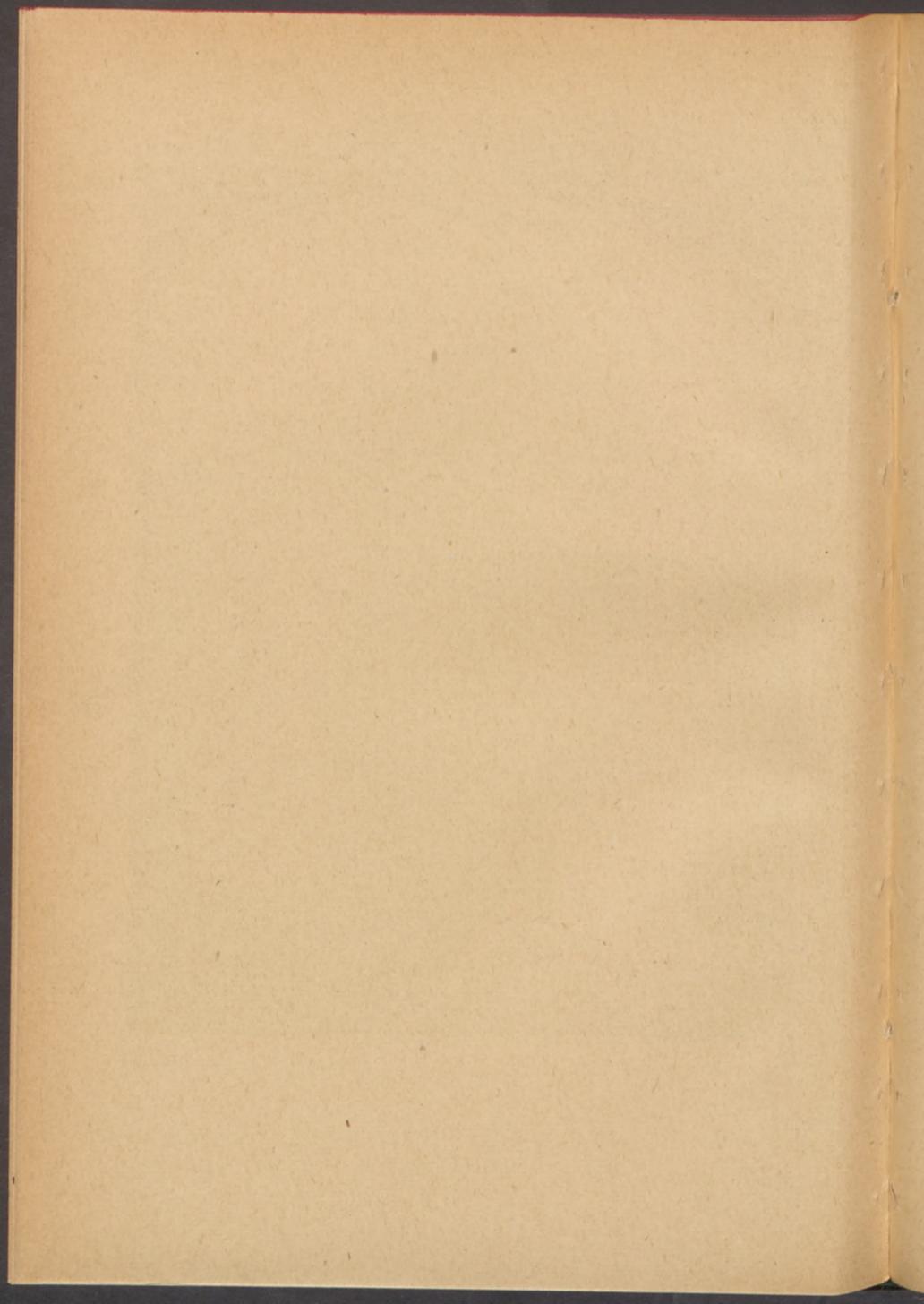
Als nun auch jenes Haus in Trümmer zerfallen war und abgetragen wurde, sind die Ritter und Nonnen nicht mehr erschienen; aber am ersten Neumonde, nachdem der Markt frei gewesen, hat sich an der Stelle des alten Gebäudes eine gar liebliche sanfte Musik hören lassen, aus der man entnahm, daß die Ritter und Nonnen nun endlich zur ewigen Ruhe eingegangen wären.

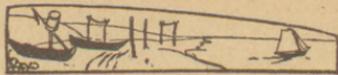


33. Der Schloßberg bei Kreuzburg.

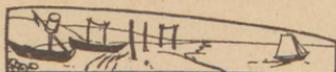
Am Rande eines anmutigen Tales, das die klaren Wellen des Reifers durchziehen, durch eine Schlucht von der fortlaufenden Hügelreihe getrennt, erhebt sich der Berg, auf welchem einst die alte Kreuzburg stand; aus dem Fuße desselben ergießt sich durch eine hineingeschobene Röhre ein starker Strahl des schönsten Quellwassers, oben auf der Höhe aber steht noch ein gemauerter Bogen, ein Überbleibsel des Schlosses der Ordensbrüder, von dessen einstiger Festigkeit das noch sichtbare, tief in die Erde hineingelassene Fundament Kunde gibt.





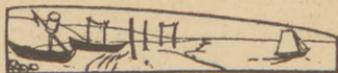


Nachdem das Schloß zerstört war, zeigte sich um die Zeit des Vollmondes, sowohl um Mitternacht als am hellen Mittage, eine weibliche Gestalt in weißem Gewande, die entweder zwischen den Ruinen umherwandelte oder am Fuße des Berges bei der Quelle saß und mit dem Kämmen ihres langen goldenen Haares beschäftigt war. Daß es keine irdische Erscheinung sei, erkannten alle, die auf dem nebenhin führenden Fußsteige an ihr vorübergingen, und deshalb hatte lange niemand es gewagt, sie anzureden. Eines Tages kam aber, als die Jungfrau gerade wieder an der Quelle saß, ein Bauer aus dem benachbarten Dorfe Schnakinnen vorbei, der, da er sich gerade ein Käufschchen getrunken, Mut genug besaß, der Jungfrau einen „guten Tag“ zu wünschen. Als sie aber diesen und einen wiederholten Gruß nicht erwiderte, eilte er fort und rief ihr verdrießlich zu: „Nun, wenn du schöne Maid so unhöflich bist und mir auf meinen zweimaligen Gruß keinen Dank sagst, so werde ich mich nicht zum dritten Male bemühen.“ Da erhob sich die Erscheinung, und indem sie zu den Ruinen zurückkehrte, vernahm man eine klagende Stimme: „Ach, warum nicht auch zum dritten Male? dann wäre ich erlöst gewesen; so nahe meiner Befreiung muß ich nun für immer zu den finstern Mächten zurückkehren!“ Noch um Mitternacht hörte man die Trauertöne, dann verstummten sie, und seit dieser Zeit hat man die weiße Schloßjungfrau nie wieder deutlich gesehen.



34. Die Schätze des Kreuzburger Schlosses.

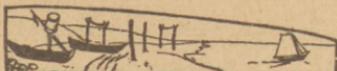
Zwischen den Ruinen des Kreuzburger Schloßberges zeigte sich früher ein jetzt verschütteter Eingang zu einem Keller, der für das Schatzgewölbe der alten Burg gehalten ward. Bei diesem war ein armer Handwerksmann, der das Haus voll unerwachsener Kinder hatte und oft nicht wußte, wie er deren Hunger stillen möchte, mit seinem Weibe häufig vorbeigekommen, wenn er Holz aus dem Walde holte. Dann hatten sie wohl den Blick sehnsüchtig nach jenem Gewölbe gerichtet und sich nur einen kleinen Teil der Schätze, die dort verwahrt sein sollten, gewünscht, um dem Kummer der Ihren ein Ziel setzen zu können. Da begab es sich eines Tages, daß zwei ihrer Buben im kindischen Spiele in der Mittagsstunde in jenes Gewölbe gerieten und dort im innersten Raume ein gar anmutiges Frauenbild, eine Jungfrau in blauem Gewande und mit glänzendem goldenen Haare, antrafen. Diese winkte die Erschreckten freundlichst heran, schüttete jedem eine Handvoll Goldgulden in die Mütze und bedeutete sie, mit der empfangenen Gabe sich nach Hause zu begeben. Dort übergaben sie den freudig staunenden Eltern das Geschenk treulich und bereiteten so sich und den Ihren ein sorgenfreies Leben.



Die Kunde von dem unerhofften Glücke des ehrlichen Handwerksmannes ist nicht verschwiegen geblieben, und mancher arme Hausvater hat seine Kinder in den Schloßkeller geschickt; aber stets sind sie mit leeren Händen zurückgekommen.

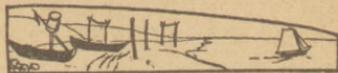
Geraume Zeit hernach begab es sich, daß die Kreuzburger Schuhknechte eines Abends in ihrer Herberge gezecht hatten, und beim Nahen der Mitternacht, als der Met die Gemüther aufgeregelt hatte, und mancherlei abenteuerliche Geschichten zum besten gegeben wurden, sind zwei Gefellen eins geworden, aus dem alten Schloßkeller einen Theil der dort verwahrten Schätze zu holen. Sie drangen denn auch wirklich in denselben ein und trafen zu ihrer Freude dort die Jungfrau in blauem Gewande und mit goldenem Haare an, wie sie vor einer mit funkelndem Golde gefüllten Braupfanne saß. Als die Schuhknechte ihr Begehrt vortrugen, schöpfte die Jungfrau mit einer silbernen Kelle das goldene Gebräu und schüttete es in das Schurzfell, das jene aufhielten. Dann kehrten diese froh heim; je näher sie aber der Herberge kamen, um so leichter wurde ihre Last, und als sie prahlend ihre Beute ausschütten wollten, waren die Goldgulden in lauter Frösche und andere Bewohner des am Schloßberge vorbeifließenden Reisters verwandelt.



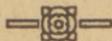


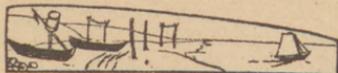
35. Das Teufelsbündnis.

In einem Dorfe bei Kreuzburg lebte einst ein Bauer, der durch unverschuldetes Unglück so verarmt war, daß er kein Saatkorn und kein Brotgetreide mehr hatte. Als er nun einst an einem Frühlingstage auf seinem Felde umherging und bekümmerten Herzens sah, wie auf seinem Lande bloß Unkraut wucherte, während auf den Äckern seiner Nachbarn die Saaten im schönsten Grün des Frühlings prangten, und nun gedachte, wie schon jetzt daheim seine Kinder vergeblich nach Brot riefen, da gesellte sich zu ihm eine stattliche, mit prächtigen Gewändern geschmückte Frau, redete ihn freundlich an und fragte teilnehmend nach der Ursache seines Kummers. Als der Bauer diese berichtet, erwiderte sie, daß sie mit seinem Schicksale Mitleid empfinde und gern bereit sei, von ihrem großen Reichtume ihm so viel mitzutheilen, daß er viele Jahre davon die Seinen ernähren und sein Feld bestellen könne; aber zur Vergeltung begehre sie, daß er sein jüngstes Töchterlein, wenn es vierzehn Jahre geworden, ihr zum Dienste übereigne und zu diesem Zwecke an den Ort, wo sie sich eben befanden, bringe. Dem Bauer war es wohl schmerzlich, sich von seinem Kinde zu trennen,



und er kämpfte lange bei sich; da er aber die Frau so freigebig und freundlich sah, so meinte er, sein Töchterlein werde gute Tage bei ihr haben, und schlug endlich ein. Darauf öffnete ihm das Weib eine Ader und ließ ihn mit dem aufgefangenen Blute eine Schrift unterzeichnen. Der Bauer empfing darauf viel Geld, konnte nun seine Felder bestellen und wurde bald der reichste Mann weit und breit. Die getroffene Übereinkunft war längst seinem Gedächtnisse entschwunden, als er eines Tages, gerade als sein Töchterlein das vierzehnte Jahr zurückgelegt, mit demselben auf dem Felde lustwandelte. Da trat jene Frau wieder zu ihm, mahnte ihn an sein Versprechen und wollte das Mägdlein gleich mit sich führen. Dem Vater war es unmöglich, sich von seiner Tochter, die er herzlich liebte, so plötzlich zu trennen, und er hielt sie fest und wollte sie nicht lassen. Da riß die Frau ihm dieselbe fort, schwang sich mit ihr in die Höhe und eilte durch die Lüfte davon. Der Bauer aber, der nun erst erkannte, daß er dem Teufel sein Kind verschrieben, fiel auf seine Knie und bat Gott mit inbrünstigem Gebete, dasselbe aus den Händen des Bösen zu erretten. Und seine Bitte ward erhört. Denn es kamen Engel vom Himmel, entrißen dem Teufel das Mägdlein und führten es in die Arme des Vaters zurück.



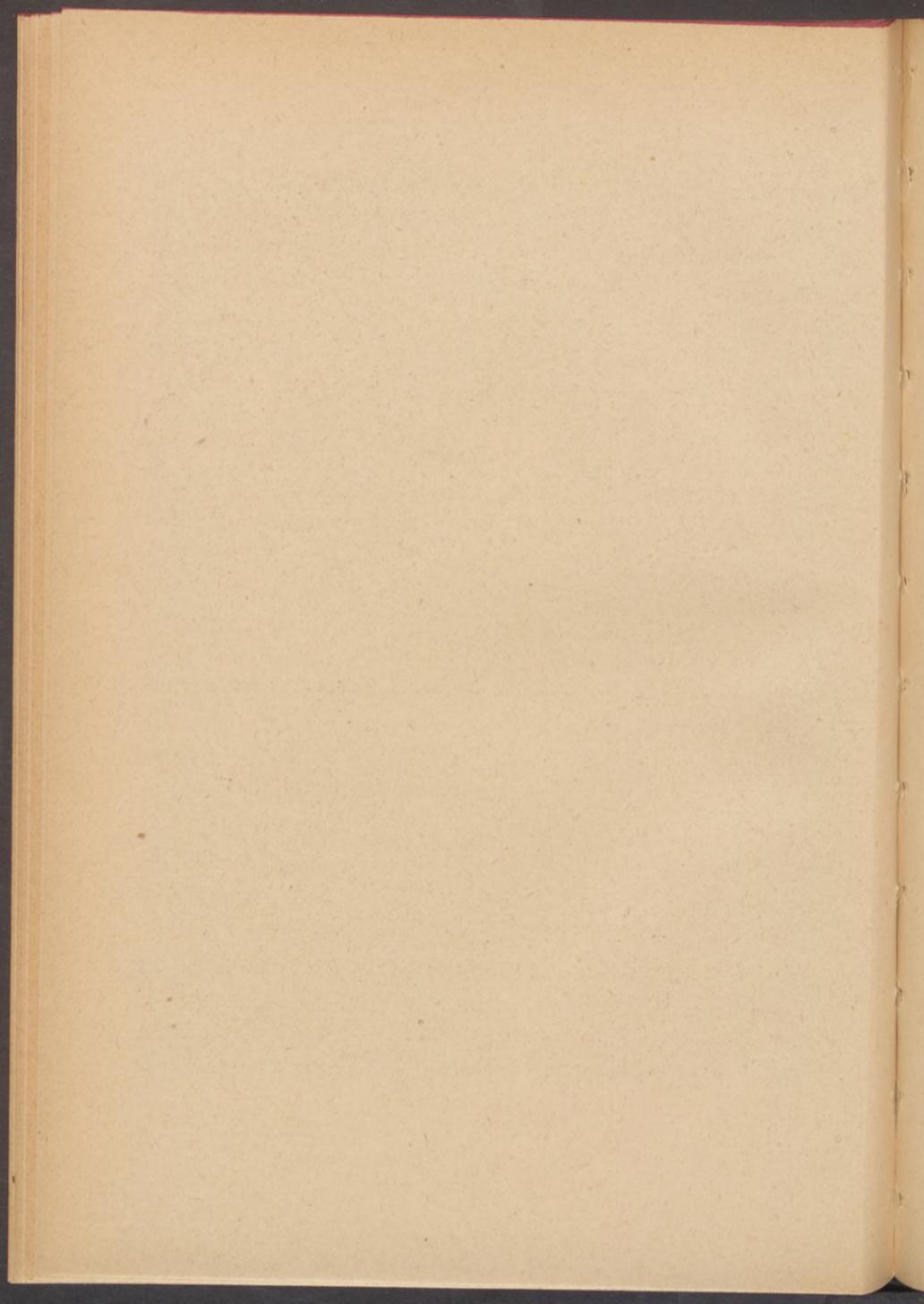


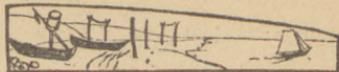
36. Die Krügerfrau zu Eichmedien.



ine Meile von der Stadt Rastenburg liegt ein Dorf namens Eichmedien. Vor vielen Jahren lebte dort eine Krügerfrau, die gar gottlos und betrügerisch war. Auch ein Schmied wohnte im Dorf mit Namen Albrecht, der aber zu ihrer Zeit von da fortzog nach Schwarzenstein. Die Krügerfrau nun hatte die Gewohnheit, wenn sie Bier ausshenkte, daß sie oft heimlich zwei Maß Bier anschrieb, wenn sie nur eine gegeben. Wie es nun einst zur Zahlung kam, hatten die Bauern Verdacht geschöpft und forderten das Brettchen von ihr, auf dem sie angeschrieben hatte. Bald fanden sie heraus, daß sie immer zwei Schoppen für einen bezahlen sollten, und einige sprachen ernst zu ihr: „Wollt Ihr zu Gott kommen, so müßet Ihr recht tun!“ Da lachten andere höhnißlich und riefen: „Die hat zu Gott nicht Lust, sondern zum Teufel!“ Auf diese Reden der Bauern hin fing die Krügersche an sich zu verfluchen, der Teufel solle sie mit Leib und Seele vor ihren Augen wegholen, wenn sie ihnen nur mit einer einzigen Maß unrecht getan hätte. Und wie sie noch fluchte, hörte man plötzlich ein schreckliches Säusen







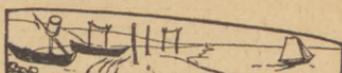
und Brausen in der Stube, und die Leute, die vor Schrecken wie versteinert waren, sahen den Teufel leibhaftig herein- kommen und das Weib anpacken. Wie er sie berührte, ver- wandelte sie sich alsbald in einen schwarzen Gaul, und der Teufel schwang sich auf sie hinauf und ritt durch die Luft davon. Nun ging's in rasendem Galopp durch die dunkle Nacht bis nach Schwarzenstein vor die Schmiede. „Huf- schmied, schläfst du schon?“ rief es mit graufiger Stimme durchs Fenster. „Stehe auf und beschlage mir mein Pferd, denn ich kann bei der Glätte nicht fortkommen.“ Der Schmied lag gerade im ersten Schlaf und konnte sich nicht gleich ermuntern; da rief der Teufel ihn zum andern Male, er solle aufstehen und sein Pferd beschlagen. Schlaftrunken antwortete der Schmied: „Ich habe schon das Feuer aus- gelöscht und muß mit meinem Gesinde ruhen.“ Der Teufel aber ließ nicht ab und rief zum dritten Male: „Stehe auf, Schmied, ich werde es dir doppelt bezahlen; ich habe Briefe, die muß ich noch diese Nacht zur Stelle bringen; wenn du aber nicht aufstehst und meinen Klepper beschlägst, so ver- klage ich dich bei meinem gnädigsten Herrn!“ Als der Schmied das hörte, stand er mit seinen Gesellen auf und fing an zu arbeiten. Der Teufel aber sprach: „Nun eile dich, Schmied, so sehr du nur kannst, ich will dir dreifachen Lohn dafür geben, denn ich muß in der Nacht noch weit reiten.“ Als nun zwei Eisen fertig waren, wollte der Schmied sie dem Pferde auf den Fuß legen, um zu sehen,



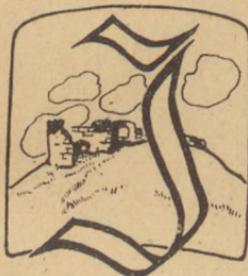
ob sie paßten. Da fing dieses an zu reden und sprach: „Sachte, sachte, Herr Bevatter, ich bin die Krügersche von Eichmedien!“ Dem Schmied fielen vor Entsetzen Zange und Eisen aus der Hand, und zitternd lief er mit den Gesellen ins Haus. Doch der Teufel ihm nach und ließ ihm nicht Ruhe, so daß er wieder mit der Arbeit beginnen mußte. Aber die ging gar langsam von der Hand, denn die Männer waren vor Schrecken halbtot, und so verrann die Zeit, bis auf einmal die Hähne anfangen zu krähen. Und bei dem ersten Hahnenschrei wurde das Pferd wieder zum Menschen, der Teufel aber wurde schrecklich zornig und schlug die Frau dreimal ins Gesicht, daß man alle Teufelsfinger und Klauen in den Backen erkannte. Diese Wahrzeichen verschwanden nie mehr und sahen aus wie geronnener Teer. Der Teufel aber war plötzlich verschwunden.

Die Krügerfrau hat noch ein halbes Jahr gelebt, aber sie lief herum wie eine Unsinige. Brachte man sie in ihr Haus, so konnte sie nicht darin bleiben, und wenn man sie noch so fest anband, sie riß sich doch wieder los.

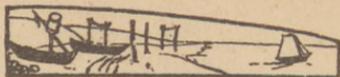
Solches ist geschehen im Jahre 1473. Der Schmied brachte die beiden Eisen dem Pfarrer, der sie in der Kirche zu Schwarzenstein aufhängte. Das eine davon haben im Jahre 1657 die Polen geraubt, das andere ist 1701 dem Könige Friedrich I. geschenkt worden, als er sich die Krone aufsetzte. An der Stelle der beiden unheimlichen Eisen sind jetzt in der Kirche zwei Hufeisen aus Holz aufgehängt.



37. Der Schloßvogt bei Tilsit.

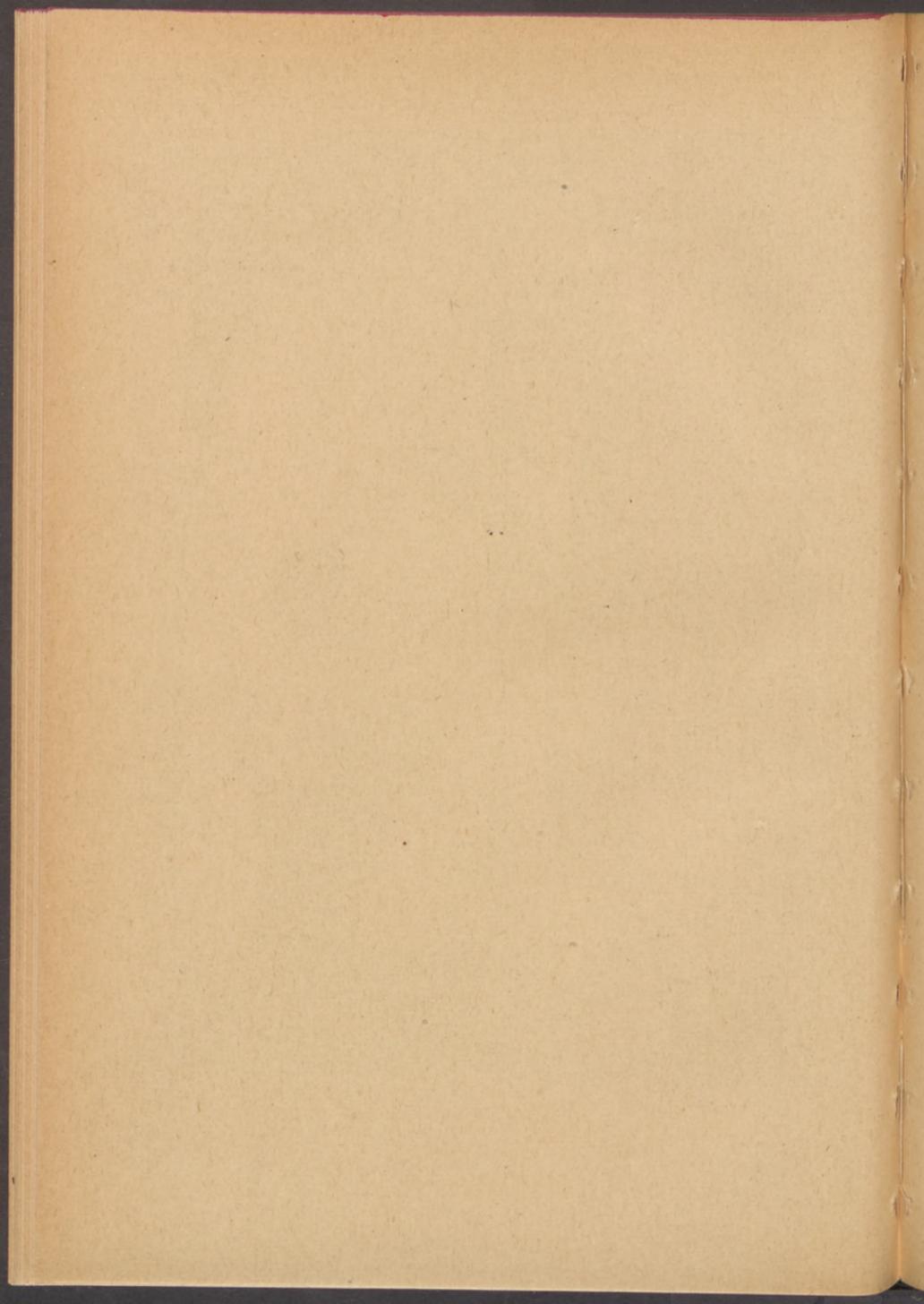


n der Nähe der Stadt Tilsit, hart am Ufer der Memel, erhebt sich ein runder Berg, der Schloßberg. Vor alten Zeiten stand dort, weithin schauend ins Land, ein großes festes Schloß. Von den alten Mauern und Thürmen ist längst kein Stein mehr zu sehen doch findet man noch jetzt die Spuren des großen Grabens und der doppelten Wälle, die es einst umgaben. Ganz oben auf dem Berge, gerade in dessen Mitte, sieht man ein breites, dunkles Loch, dessen Tiefe unergründlich sein muß, denn auch mit dem längsten Seile kann man den Boden nicht erreichen, und niemals hört man etwas zum Grunde kommen, was man hineinwirft. Der Sage nach soll das Schloß einmal plötzlich versunken sein, und das Loch ist der Schornstein des versunkenen Schlosses. Tief unten in dem Berge, in dem Gemäuer des Schlosses, sollen unermessliche Schätze verborgen liegen. Ein Rastellan bewacht sie, ein altes Männchen mit schneeweißen Haaren. Unter welchen Bedingungen die Schätze zu heben sind, ist noch keinem Menschen kund geworden, obgleich der Rastellan schon einige Male gesehen wurde. Das letzte Mal hat man ihn vor



noch nicht langen Jahren erblickt. Mehrere Hirtenknaben aus dem Tilsiter Rämmereidorfe Preußen hüteten auf dem Schloßberge das Vieh. Sie standen an dem tiefen Abgrunde in der Mitte des Berges, sahen in die dunkle, bodenlose Tiefe hinab und erzählten sich von den Schätzen, die da unten liegen. Da fiel es ihnen ein, sie müßten etwas davon haben, und sie holten nun ein langes Seil herbei, daran banden sie den jüngsten unter ihnen, so sehr der Knabe, der große Angst hatte, sich auch wehrte und schrie, und ließen ihn die Tiefe hinunter. Das Seil war so lang wie der Turm auf der Deutschen Kirche in Tilsit und noch länger, wohl noch einmal so lang, aber es hing noch immer straff und schwer, und das war ein Zeichen, daß der Knabe noch nicht auf dem Grunde war, obgleich sie schon lange sein Schreien nicht mehr hören konnten. Auf einmal wurde es leicht und krümmte sich. Jetzt war er unten angelangt; die anderen Knaben riefen hinunter, aber sie bekamen keine Antwort; sie legten das Ohr an den Rand des Abgrundes, aber sie hörten nichts; da unten war alles still. Sie warteten lange, endlich zogen sie das Seil wieder in die Höhe, allein es war und blieb leicht, und als das Ende oben wieder ankam, war es leer. Da wurde ihnen entsetzlich bange, und sie liefen davon, und als sie am andern Morgen das Vieh wieder austrieben, da wagten sie nicht zum Schloßberge zu gehen. Aber wie sie noch die Straße entlang trieben und zweifelhaft waren, wohin sie sich wenden sollten,

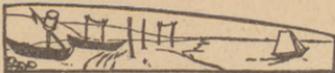






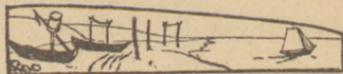
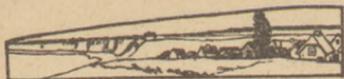
da kam in vollen Sprüngen der Knabe ihnen entgegen, den sie tot glaubten. Alle seine Taschen, seine Mütze, seine Hände waren voll Gold, und er erzählte ihnen voller Freude, wie er an dem Stricke, mit dem sie ihn in den Abgrund des Berges hinuntergelassen, tief unten in eine große Küche gekommen sei; da sei ein heller Schein gewesen von all dem goldenen und silbernen Küchengeschirr, das dort beisammen lag. Auf einmal sei ein altes, graues Männlein zu ihm gekommen, das habe ihn freundlich angeredet, er solle keine Furcht haben; dann habe es ihn von dem Stricke losgebunden und ihn nun durch eine Menge Gemächer geführt, von denen eins schöner gewesen als das andere, und alle lagen voll Gold. Und wie er nun müde geworden, da habe das Männlein ihn zu einem Bette geführt, auf dem er die Nacht geschlafen. Am andern Morgen aber, als er aufgewacht, habe das Männlein wieder vor ihm gestanden und ihm die Taschen und die Mütze und die Hände voll Gold gesteckt, soviel er habe tragen können, und dabei gesagt: „Das verehrt dir der Schloßvogt“; dann habe das Männlein von der Seite ein enges Thor geöffnet und ihn durch dasselbe gehen geheißten, und wie er hinausgetreten, sei er im Thal gewesen; das Thor und der Schloßvogt aber waren verschwunden.

Als das die andern hörten und dabei den Reichtum ihres Gefährten sahen, da gedachten sie auch dergleichen zu erwerben, und sie priesen den alten Schloßvogt und eilten



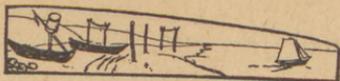
alle zu dem Berge, und es wollte jeder an dem Seile früher hinunter gelassen werden als der andere. Zuletzt warfen sie das Los, und der, den es traf, der band sich selbst das Seil um den Leib, und die andern ließen ihn hinunter. Das Seil blieb lange straff und schwer. Endlich wurde es leicht und schlaff. Sie zogen es in die Höhe, es war leer. Sie gingen vergnügt nach Hause und dachten, der Hinabgelassene werde am andern Morgen wieder kommen. Allein er kam nicht, und sie sahen und hörten nie wieder etwas von ihm. Da hat dann keiner mehr den Mut gehabt, in die Tiefe hinunter zu steigen.





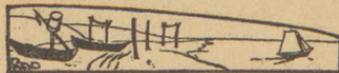
38. Der Opferstein vom Rombinus.

Der Stadt Ragnit schräge gegenüber an der andern Seite der Memel erhebt sich hart an dem Ufer des Stroms ein ziemlich hoher Berg mit vielen Spitzen und Löchern und bewachsen mit Fichten. Der Berg heißt der Rombinus. Hier war vorzeiten der heiligste Ort, den die alten Litauer hatten, denn dort war der große Opferstein, auf welchem ganz Litauen dem ersten seiner Götter, dem Perkunos, opferte; von dort aus wurde Heil und Segen über das ganze Land verbreitet. Der Opferstein stand auf der Spitze des Berges. Der Gott Perkunos hatte ihn selbst sich dort hingelegt. Unter dem Stein war eine goldene Schüssel und eine silberne Egge vergraben, denn Perkunos war der Gott der Fruchtbarkeit; darum begaben sich auch bis in die späteste Zeit die Litauer zum Rombinus und opferten dort, besonders junge Eheleute, um Fruchtbarkeit im Hause und auf dem Felde zu gewinnen. Es war eine alte Sage, daß das Glück nicht von dem Lande weichen werde, solange der Stein noch stehe und der Berg unter demselben; der Berg aber werde zugrunde gehen, wenn einmal der Stein von ihm genommen würde.



Da begab es sich nun im Jahre 1811, daß in dem Dörflein Barten, welches nordöstlich am Fuße des Rombinus liegt, ein Müller namens Schwarz zwei neue Windmühlen anlegen wollte, wozu er zwei Mühlsteine haben mußte. Er besah sich den Opferstein auf dem Rombinus, und er glaubte ihn zureichend, daß er die beiden Steine daraus könne hauen lassen.

Der Müller war ein Deutscher. Weil er nun wußte, daß die Litauer im guten den Stein nicht hergeben würden, ging er zum Landrat des Kreises und erhielt von diesem einen schriftlichen Befehl, daß er den Stein nehmen könne. Die Bauern in den benachbarten Dörfern erhoben zwar ein großes Geschrei, als er anfangen wollte, den Stein wegzunehmen, aber dem Befehle des Landrats mußten sie gehorchen. Dennoch dauerte es lange, ehe der Müller Schwarz zu dem Steine kommen konnte, denn es wollte sich kein Arbeiter zu dem Wegnehmen finden; die Leute fürchteten, es möchte ein Unglück geschehen, wenn man es wage, das letzte Heiligthum der Götter im Lande anzutasten. Endlich fand der Müller drei Arbeiter, starke und mutige Gesellen, welche für großen Lohn bereit waren, den Stein zu sprengen und in die Mühle nach Barten zu schaffen. Die Leute waren nicht aus der Gegend, sondern einer von ihnen war aus Gumbinnen, der andere aus Tilsit und der dritte aus dem Dorfe Preußen bei Tilsit. Mit diesen dreien begab sich der Müller auf den Rombinus, und sie fingen an zu

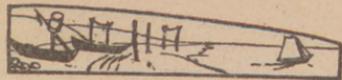


arbeiten. Als nun aber der Mann aus dem Dorfe Preußen den ersten Schlag nach dem Opfersteine tat, flog ihm ein Stück davon ins Auge, daß er noch denselben Tag auf beiden Augen blind wurde. Darauf fing der Geselle aus Eilsit an zu hauen; aber nach dem zweiten Schlage zerbrach er sich den Arm, daß er nicht weiter arbeiten konnte und nach Hause zurückkehren mußte. Dem Gesellen aus Gumbinnen gelang es endlich, den Stein zu sprengen und in die Mühle zu schaffen. Aber als der am dritten Tage nachher in seine Heimat zurückkehrte, wurde er unfern von Gumbinnen plötzlich krank; er mußte liegen bleiben und starb auf dem Wege, bevor er noch sein Haus erreichte.

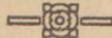
So rächte der Gott Perkunos die Wegnahme seines Opfersteines, an dem er mehr als tausend Jahre verehrt worden war. Die goldene Schlüssel und die silberne Egge hat man nicht gefunden, obgleich genug danach gesucht wurde.

Seitdem der Stein fort war, fraß der Memelstrom von unten in den Rombinus hinein, und oben auf dem Berge wehte der Wind den Sand auseinander, so daß bald die Stelle nicht mehr zu erkennen war, wo einst der berühmte Opferstein gelegen.

So war das Jahr 1835 gekommen. Im Anfang des Monats September hörte man in einer Nacht ein großes, weit schallendes Getöse, welches vom Rombinus herkam. Am andern Morgen fand man einen großen Teil des Berges eingestürzt; in dem vorbeisießenden Memelströme war da-



gegen eine große Erdzunge entstanden. Das Wunderbare dabei war, daß ein Weg zwischen dem eingestürzten Berge und der Memel ganz unversehrt geblieben war, der Berg also ganz in die Tiefe hineingestürzt zu sein und das Erdreich dort unten nach dem Strome zu gedrängt zu haben schien, so daß es unter dem Wege fort in dem Strome wieder zum Vorschein kam. Die dadurch in der Memel gebildete Erdzunge besteht größtenteils aus harter, zerrissener Tonerde und ist überall mit vielerlei Muscheln vermischt. Der Teil des Berges, auf dem der Opferstein gestanden, ist für jetzt noch verschont geblieben. Die Litauer fürchten aber, daß auch er bald einstürzen und dann die unglücksvolle Prophezeiung in Erfüllung gehen werde.

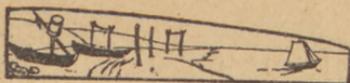




39. Die weiße Frau auf der Bayerburg.

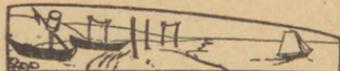
An dem Ufer des Memelstromes, gegenüber den alten Mauern des Ordenshauses Christmemel, erheben sich einige schroffe Anhöhen, mit niedrigem Gestrüppe bedeckt. In alten Zeiten stand hier eine Burg des Deutschen Ordens, die Bayerburg genannt. Die Burg ist lange zerstört, aber man sieht noch an wenigen Mauerstücken, die aus der Erde hervorragen, und an den Gräben, welche sich um dieselben ziehen, wie die Burg beschaffen, und wie sie gar groß und fest gewesen. Sie ward gebaut im Jahre 1337 von dem Herzog Heinrich von Bayern, der mit starker Heeresmacht dem Orden zu Hilfe gezogen war, und war zu einer Schutzmauer gegen die heidnischen Litauer bestimmt. Von dem Herzog erhielt sie den Namen: die Bayerburg. Sie sollte der vornehmste Platz in der Gegend werden und nach dem Willen des Herzogs sogar der Sitz eines Erzbischofs. Allein sie stand nur wenige Jahre, und ihre Bestimmung konnte sie nicht erreichen.

Der Hochmeister des Ordens nämlich legte vierzig Ordensritter in die Burg, denen er einen Komtur gab. Die Ritter aber dachten wenig an Gott und ihr Gelübde,



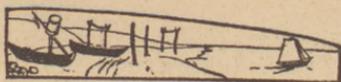
und anstatt sich dem Gebete und ihrer Pflicht zu widmen, ergaben sie sich dem Spiele und dem Trunke und aller Üppigkeit. Da geschah es einmal, daß sie auf einem Zuge gegen die Litauer eine edle Jungfrau geraubt hatten, welche sehr schön und tugendhaft und eine Christin war; anstatt nun dieselbe den Ihrigen zurückzugeben, zwangen sie sie, an ihren sündhaften Gelagen teilzunehmen. Die Jungfrau ermahnte sie öfters, von ihren Sünden abzustehen, allein sie hörten nicht auf sie und spotteten ihrer. Als nun eines Tages die Ritter alle wieder bei einem großen Gelage saßen und ihren Lastern frönten, da erhob die Jungfrau, die die vielen Greuel nicht mehr ansehen konnte, ihre Stimme zu dem Herrn und flehte ihn an, den Sünden ihrer Peiniger und ihrem eigenen Elende ein Ende zu machen. Und auf einmal öffnete sich die Erde und verschlang die Burg mit den Rittern und mit allem, was darin war. Auch die Jungfrau fand ihren Tod mit den übrigen. Allein zum Zeichen, daß sie der ewigen Seligkeit theilhaftig geworden, erscheint sie seitdem öfters in glänzenden weißen Kleidern, weshalb sie auch die weiße Frau genannt wird, und sie ist der Schutzgeist der Gegend; sie tut den Leuten Gutes und wehrt Unglück und Verderben von ihnen ab.

So sind es noch keine hundert Jahre, als einstmals ein kleines Kind in den Abgrund fiel, der sich an der Stelle befindet, wo früher die Burg gestanden. Niemand konnte sich in die unergründliche Tiefe hinunter wagen, und die



armen Eltern mit ihren Nachbarn standen voll Entsetzen umher, aber ohne Rat und ohne Hilfe. Da erhob sich auf einmal aus dem schwarzen Abgrunde die weiße Frau, die in ihren Armen das unversehrte Kindlein hielt und es den erfreuten Eltern zurückgab; ehe diese ihr danken konnten, war sie verschwunden. Auch verwahrt sie unten in dem Abgrunde die großen Schätze, welche die Ritter den Litauern abgenommen und dort aufgehäuft hatten. Sie möchte sie gern austeilen an die Leute in der Gegend, aber ein schwarzer Teufel, der ihr da unten gegenüber sitzt, hindert sie noch daran. Einst wird aber die Zeit kommen, daß die weiße Frau über ihn den Sieg davontragen wird, und dann wird sie alle die vielen Schätze den Menschen geben.





40. Der Leichenbesuch.

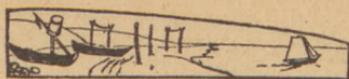
In vielen Städten Litauens sind besondere Kirchhöfe für die deutschen und für die litauischen Gemeinden. Auch in der Stadt Ragnit ist es so; früher war daselbst für das Kirchspiel nur ein Kirchhof, jetzt sind aber zwei da. Der deutsche liegt südwestlich von der Stadt, der litauische liegt östlich von derselben. Aber die Leichen der beiden Kirchhöfe kommen, wenn sie sich im Leben gut gekannt haben, oft des Nachts zusammen, besonders wenn es stürmisches Wetter ist. Dann sieht man sie zu Hunderten und Tausenden von einem Kirchhofe zu dem andern fliegen, von dem litauischen zu dem deutschen und auch von dem deutschen zu dem litauischen. Ein jeder kann sie nicht sehen, sondern nur solche Leute, die in der Mitternachtstunde eines Sonntags geboren sind. Die Leichen fliegen durch die Luft, aber nicht gar hoch über der Erde und in ganz gerader Linie von dem einen Kirchhofe zu dem andern. Daher ist denn auch in der geraden Richtung von den beiden Kirchhöfen gar kein Gegenstand zu sehen, der sie in ihrem Fliegen aufhalten könnte, kein Haus, kein Baum, keine Hecke, keine Mauer, noch sonst etwas.

Vor einigen Jahren zog einmal ein Fremder nach Ragnit, der baute sein Haus an das südliche Ende der



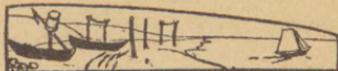
Stadt; es war ein recht hübsches und festes Haus. Aber so wie die erste stürmische Nacht kam, fiel das Haus ganz ineinander, mit Dach und mit Mauern. Alte, schon halb verfallene Häuser in der Nachbarschaft waren ohne allen Schaden geblieben. Darüber schüttelte zwar mancher den Kopf und sah das Haus mit besonderem Gesichte an, allein der Fremde ließ es ahnungslos wieder aufbauen. Doch es dauerte nur wenige Tage, da kam wieder in einer Nacht ein Sturm und warf das Haus noch einmal um. Da kam ein alter Mann zu ihm, der war in der Mitternachtstunde von einem Sonnabend auf Sonntag geboren. Der sagte zu dem Fremden, sein Haus werde nimmer stehen bleiben, denn es stehe in der geraden Linie zwischen dem litauischen und dem deutschen Kirchhofe und liege den Geistern im Wege, wenn sie einander besuchen wollten. Da ließ denn der Fremde das Haus etwas an der Seite wieder aufbauen, wo es noch steht, ohne jemals wieder Schaden genommen zu haben.

Zum Wahrzeichen steht auch noch eine Scheune am südlichen Ende der Stadt Ragnit, deren Spitze erstreckt sich in die gedachte gerade Linie hinein, daher kommt es denn, daß auf dieser Spitze sich niemals das Dach halten will. Wenn der Herr der Scheune hundertmal im Jahre es wieder zurechtmachen läßt, so ist es doch, so oft des Nachts ein Sturm ist, jedesmal gerade so weit niedgerissen, als es in die Linie hineingeht und den Geistern in ihrem Wege liegt.



41. Der Ramsvikus.

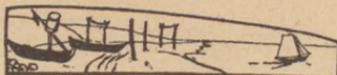
Unfern Insterburg an dem rechten Ufer der Ungerapp, nicht weit von deren Vereinigung mit der Inster, erhebt sich jäh ein ziemlich bedeutender Berg, der Ramsvikus. Er besteht aus einem fast felsenharten Erdreich; niedriges Gestrüpp bedeckt ihn; noch finden sich Überbleibsel einstiger Befestigung. Schon vor der Ankunft des Ordens hat hier eine Burg gestanden, deren Besitzer ihr und dem Berge den Namen gegeben haben soll. Dieser Ramsvikus war ein harter und wüster Mann, der seine Untertanen auf das grausamste behandelte. Zuletzt ließ seine eigene Gattin ihn fesseln und lebendig in den Gewölben des Schlosses einmauern. Aber sie selbst trieb es noch ärger. Noch wüster und frevelvoller war das Leben auf der Burg; noch grausamer verfuhr sie gegen das Volk. Da ließen endlich die Götter, erzürnt, die ganze Burg versinken. Aber die Besitzerin, obwohl so begraben, fand doch keine Ruhe. Sie ward verdammt, in der Gestalt einer schwarzen Kuh umzugehen. Ihr Gatte, als schwarze wilde Rahe, treibt sie vor sich her. Andere erzählen, sie werde von einem schwarzen Ritter verfolgt, der beständig über ihr die Geißel schwingt.



So will man beide oft zur Mitternacht durch das Dickicht streifen gesehen haben.

Der Sohn des Ramsvikus soll sich oft des Volkes gegen die Grausamkeit seiner Eltern angenommen haben; dies kostete ihn aber einst das Leben. Aus Dankbarkeit ward ihm ein Denkmal errichtet. Ein Kreuz von Eisen, das später gefunden und in der Kirche zu Insterburg aufbewahrt wurde, wird für dies Denkmal gehalten. Als seine Grabstätte wird ein fünfundzwanzig Fuß langer und vierundzwanzig Fuß breiter Stein am Fuße des Berges bezeichnet.



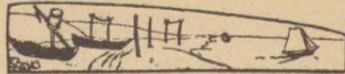


42. Die singende Meeresjungfrau.

Zu Nidden, am Gestade des Kurischen Haffs, wohnt in dem Wasser eine Jungfrau. Zuweilen taucht sie aus den Wellen empor, sitzt auf einem Felsblock und lockt mit süßen Klängen den Wanderer zu sich hinüber. Mit glockenheller Stimme singt sie von der Schönheit ihrer Heimat und verspricht ihm ein Leben voller Freude und das höchste Glück der Liebe, wenn er ihr folge. Doch wenn nun ein Wanderer, betört und verlockt von dem zauberischen Gesang, sich mutig in die Fluten stürzt, um zu der Jungfrau hinüberzuschwimmen, so öffnet sich plötzlich ein Abgrund und verschlingt den Schwimmer und die Insel. Schon viele Opfer hat die Jungfrau zu sich hinabgezogen.

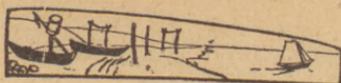
43. Der Glomsack zu Memel.

An der äußeren Festungsbrücke zu Memel befand sich früher ein Glomsack, von Metall gegossen, der zwei Zentner schwer war und zum Aufziehen und Niederlassen der Brücke diente. Wie er dahin gekommen, davon erzählt man folgendes:



Es war zu der Zeit, als König Erich von Schweden das Schloß Memel belagerte. Die Mannschaft im Schloß hatte sich tapfer und lange gehalten, doch König Erich hatte beschlossen, sie auszuhungern. So war zuletzt nichts Eßbares mehr vorhanden als ein einziger litauischer Blomskäse. Die Belagerten berieten untereinander, was nun zu tun sei, und kamen schließlich überein, den Käse in das Lager der Feinde zu werfen, um diese dadurch glauben zu machen, daß sie noch vielen Vorrat hätten. Und so geschah es; der Feind wurde wirklich getäuscht und verzweifelte daran, die Übergabe durch Hunger zu erzwingen, wenn die Belagerten noch so schöne Käse mutwillig fortwerfen könnten. Er hob die Belagerung auf und zog ab. Die Belagerten gossen in ihrer Freude einen Blomsack und hängten ihn dort auf, wo der Käse über die Mauer geworfen worden war, zum steten Andenken an die Rettung vor dem Feind.

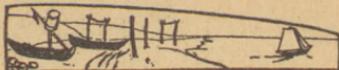




44. Das Teufelswerder.

In der Mitte des Spirdingsees liegt ein kleines Eiland. Ein steiler und ziemlich hoher Berg ragt dort auf, sandig, kahl und unbebaut. Bald scheint er den Bewohnern des gegenüberliegenden Ufers nah, bald weit entfernt. Man nennt die kleine Insel das Teufelswerder, und der Geschichten, die darüber in Umlauf sind, gibt es unzählige. Böse Geister treiben dort ihr Unwesen. Bald zeigen sie sich in Gestalten von Löwen, bald von schwarzen Hunden, bald in mancherlei anderer Form, stets aber fügen sie den Menschen Schaden zu. Die Bienenbeutner fahren oft zu der Insel, um dort ihre Beuten auf dem Werder zu halten, doch warten ihre Angehörigen stets voll Angst auf ihre Rückkehr, da sie oft drei und mehr Nächte dort zurückgehalten werden. Kommen Fischer in die Nähe des Eilands, so werden ihre Netze zerrissen und der Fang gestört. So manches Mal auch sah ein Fischer dort große Schätze unter dem Wasser blinken und machte sich voll Eifer daran, sie zu heben; doch plötzlich verschwanden sie oder verwandelten sich in unbrauchbare Dinge.

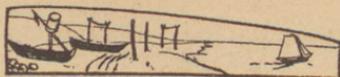




45. Baltin Supplit.

Im Jahre 1520, als Herr Albrecht der Ältere, Markgraf zu Brandenburg und zu jener Zeit Hochmeister des Deutschen Ordens, mit dem Polenkönige Sigismund in offenem Kriege lebte und von diesem sehr in die Enge getrieben war, ließen sich plötzlich die Schiffe der Polen auf der See und im Haff sehen und drohten einen Einfall im Samland.

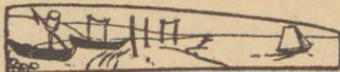
Dort lebte damals am Strande ein Freibauer, Baltin Supplit. Er war sehr angesehen unter seinen Landsleuten, denn er stammte ab von den alten Priestern des Landes und war auch im stillen der oberste Weideler oder Priester der heimlich noch heidnischen Preußen. Dieser sagte, daß er wohl Rat wisse, den Feind vom Lande abzuhalten, wenn er nur die Erlaubnis der Obrigkeit hätte. Das wurde dem Markgrafen überbracht, welcher in der großen Not des Landes schließlich zu allem seine Einwilligung gab. Als Baltin dies hörte, versammelte er die Bauern aus allen benachbarten Dörfern. Dann nahm er einen ganz schwarzen Stier und zwei Tonnen Bier, und alle zogen damit an den Strand. Als man dort ankam, schlachtete Baltin den



Stier, streifte ihn ab und zerhackte ihn; das Eingeweide aber nahm er heraus und verbrannte es samt den Knochen. Das Fleisch warf er in einen großen Kessel und ließ es kochen. Dies alles begleitete er durch wunderliche Gebärden mit Händen und Füßen, und dabei sprach er viele Gebete zu den alten Göttern des Landes. Dann wurden Fleisch und Bier verzehrt, bis nichts mehr davon übrig war, wobei wiederum viele seltsame Gebete gesprochen wurden.

Einige Tage darauf ließen sich die Schiffe der Polen wieder sehen; sie versuchten zu landen, aber es gelang ihnen nicht, weder mit großen noch mit kleinen Schiffen noch mit Booten, obgleich es das schönste Wetter war und kein Feind sich ihnen entgegenstellte. Das konnten nun der Markgraf und seine Krieger nicht begreifen. Als aber nach Beendigung des Krieges einige, die in den Schiffen gewesen, nach Samland kamen, haben sie den Grund angegeben. Sie erzählten, sie seien durch seltsame Verblendungen abgehalten worden zu landen. Bald wäre ihnen der Strand wie ein grausamer und entsetzlicher Abgrund vorgekommen, bald wie hohe und unersteigliche Sandberge. So sei es ihnen überall ergangen, bis sie zuletzt unverrichteter Sache wieder umgekehrt waren.

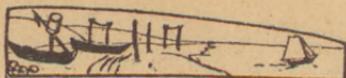
Das Land war auf diese Weise vom Feinde errettet, allein seit der Zeit ist den Bauern der Gegend das Unglück widerfahren, daß sie keine Fische mehr in der See fangen konnten, so viele Mühe sie sich auch gaben. Das hat sieben



Jahre gedauert, und es ist dadurch große Not in der Gegend entstanden. Da hat endlich Valtin Supplit bekannt, daß dieser Unfall aus seinem eigenen großen Versehen geschehen; denn er habe bei der Opferung des Stiers alles zurückgewiesen, was sich dem Ufer näherte, und mit großer Unbedachtsamkeit vergessen, die Fische davon auszuschließen. Um den Fischern nun wieder zu helfen, ließ er eine Sau kaufen und mästen, auch zwei Tonnen Bier anschaffen. Damit ging er unter Begleitung aller Männer zum Strande. Dort schlachtete er die fette Sau unter vielerlei sonderbaren Gebärden, machte sie rein und warf die abgeschnittenen Zischen in die See, das andere aber tat er in einen Kessel und salzte es wohl. Als es gekocht war, haben alle davon gegessen, auch das Bier getrunken, bis nichts mehr übrig war. Darauf sind die Fische wiedergekommen in größeren Haufen als je zuvor.

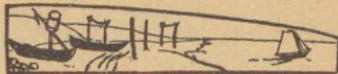
Der Pfarrer zu Pobethen hat zwar die Sache angezeigt, und Supplit und die andern haben Strafe zahlen müssen; allein dies haben sie gern getan, denn sie hatten ja wieder Fische.





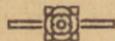
46. Die Lösung aus der Haft.

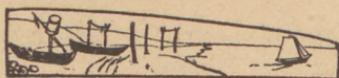
Im Jahre 1576 ward zu Waldau bei Königsberg ein junger Knecht wegen Diebstahls ins Gefängnis geworfen. Er war darüber gar nicht sehr niedergeschlagen, und als die Nacht kam, rief er mit gar eigentümlichen Zauberworten den Satan zu sich, um ihm zu helfen. Bald stand der Böse, gezwungen durch den Zauber, vor ihm und fragte nach seinem Begehre. „Geh zu meiner Mutter und tue ihr kund, wo ich bin, damit sie mich befreie“, sprach der Knecht. Der Satan verschwand, und bald kam seine Mutter in Gestalt eines Raben, redete vernehmliche Worte mit dem Sohn und brachte ihm ein Kraut, das alle verschlossenen Türen öffnete, so daß sie ihn bald unbemerkt aus dem Verliese führte. Wie groß war am Morgen das Erstaunen und Entsetzen des Wärters, als der Gefangene verschwunden war. Türen und Fenster wurden genau untersucht, doch nichts war gewaltsam erbrochen. Nun wurden Boten ausgesandt, den Entflohenen zu suchen, doch lange zogen sie vergeblich umher. Endlich fanden sie ihn und brachten ihn gefesselt an. Doch der Knecht war in der Zwischenzeit sehr leichtsinnig gewesen und hatte das kostbare Kraut verloren, und wie er nun wieder hinter Schloß und Riegel saß, konnte ihm die Mutter nicht mehr helfen.



47. Die gestörten Schatzgräber.

Zu Dromitten im Waldauschen Gebiete hatten sich vor ein paar hundert Jahren einige Gesellen zusammengetan, um in der Osternacht im Garten eines Nachbars einen Schatz zu heben. Als sie nun schon bis zum Schatz hinabgegraben hatten, erblickten sie plötzlich am Zaune die Gestalt des Gartenbesizers mit einem Feuerrohre auf der Schulter, als ob er gleich nach ihnen schießen wollte. Sie erschrafen heftig, denn sie fürchteten, er würde sie erkennen und bei der Obrigkeit anzeigen. So schnell sie konnten, ergriffen sie die Flucht und verbargen sich im Hause eines der Mitschuldigen. Es war aber der Teufel selbst gewesen, der in Gestalt des Nachbars durch den Zaun gesehen hatte, und er folgte ihnen auf dem Fuße nach ins Haus. Dort fing er ein böses Spiel mit ihnen an, indem er sie immer von einer Bank auf die andere warf und grausam zurichtete. So ging's die ganze Nacht hindurch. Da plötzlich krächte der Hahn, und wie der Wind war der Teufel verschwunden.

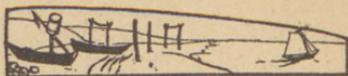




48. Die Schmodittenschen Mägdelein.

Vor mehr als zweihundert Jahren hatte einst in dem Dorfe Schmoditten bei Pr.-Eylau ein Bauer Sonnabends wilde Birnen schütteln lassen. Da aber die Nacht einbrach, bevor er alle hatte auflesen können, so schickte er am andern Morgen ein Mägdelein heraus, um die noch übrigen zu sammeln. Das kam jedoch nicht heim, und fruchtlos blieb auch alle Mühe, es aufzufinden; erst nach mehreren Tagen fand man es unter einem Busche sitzend. Da erzählte es, wie es an einem Orte gewesen, wo sich viele stattliche Leute befunden, die mit Hahnenfedern geschmückt gewesen, und die gegessen, getrunken und allerlei Kurzweil getrieben hätten. Ihr Trank aber sei pechschwarz gewesen, und aus den Gefäßen, darin Speise und Trank waren, seien beständig Flammen herausgeschlagen. Obwohl nun das Mägdelein zu verschiedenen Zeiten ernsthaft zur Wahrheit ermahnt ward, ist es doch stets in seinen Aussagen sich gleich geblieben.

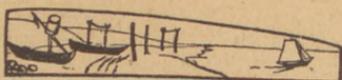
Nicht lange darauf verschwand auch aus einem benachbarten Hofe plötzlich ein anderes Mägdelein. Als dasselbe nach einiger Zeit sich wieder fand, erzählte es gleichfalls wunderbare Dinge, wie es fortgeführt und wiedergebracht wäre, und erklärte, daß dies geschehen sei, damit die Leute sich bessern möchten, und gab nebenbei mancherlei Wahrzeichen für die Richtigkeit seiner Erzählung.



49. Der alte Dessauer in Litauen.

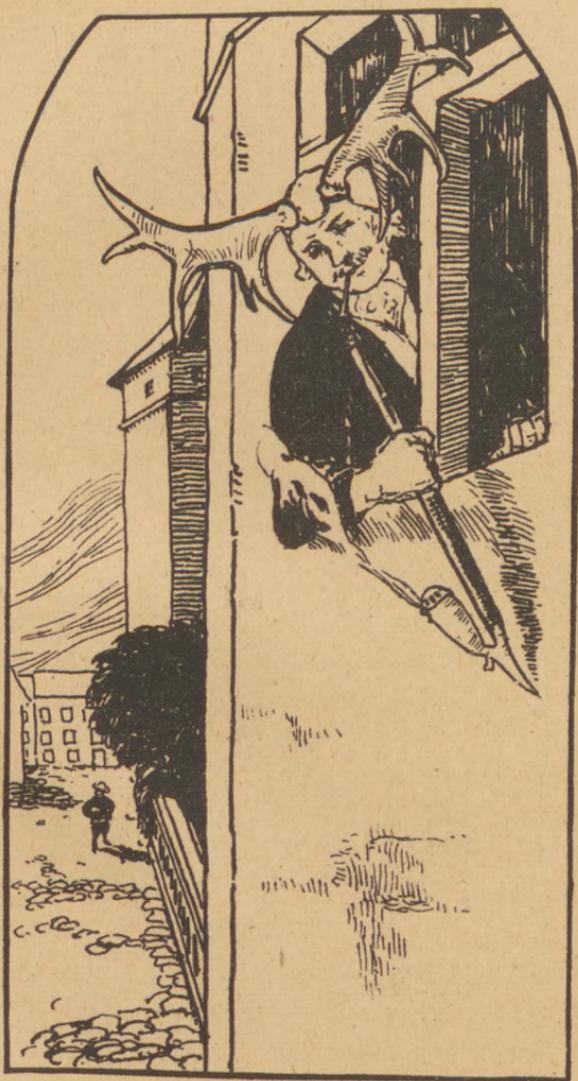
Der König Friedrich Wilhelm hatte einmal seinen General, den alten Fürsten von Dessau, nach Litauen geschickt, um dort große Leute für die Garde zu suchen. Bei dieser Gelegenheit hatte der alte Dessauer das Land kennen gelernt, und als nun einige Zeit darauf der König einstmals sagte, er habe doch viele Provinzen in einem Lande, mit denen er nichts anfangen könne, dazu gehöre unter andern Litauen, da meinte der alte Dessauer, das hieße doch wohl dem Lande unrecht tun, und er beschrieb nun dem Könige, was es in Litauen Schönes und Gutes gebe. Dadurch wurde der König aufmerksam auf das Land, und er tat für dasselbe viel Gutes. Aus Dankbarkeit aber schenkte er dem Fürsten die Herrschaft Norkitten in Litauen.

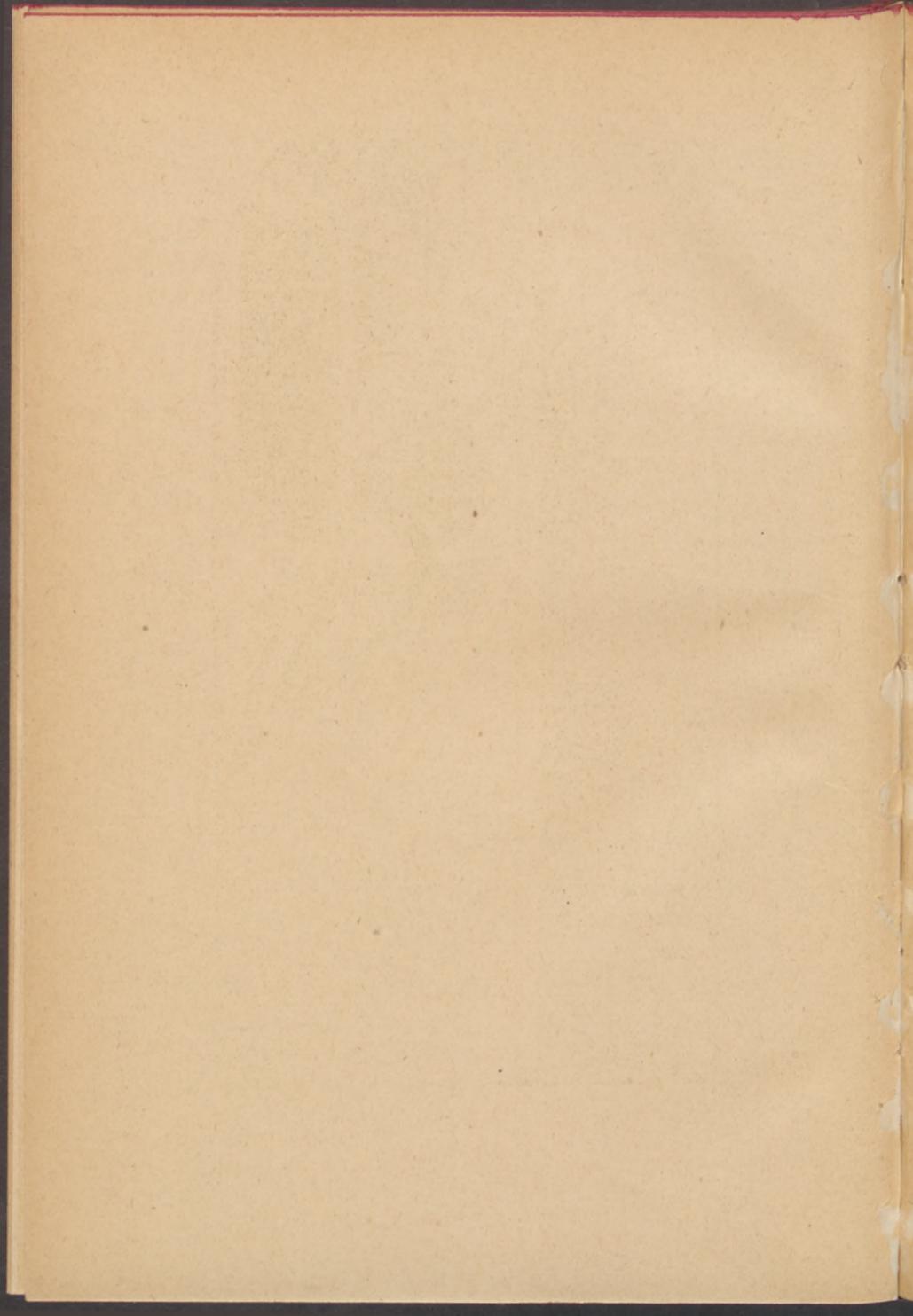
Der alte Dessauer war bekanntlich ein guter Wirt, und er traf auch in seiner neuen Herrschaft allerlei neue vorteilhafte Einrichtungen. Unter anderm ließ er in dem Dorfe Bubeinen eine neue Mühle bauen. Als diese bald fertig war, kam eines Tages ein litauischer Müllergeselle herbei und bat, an der Mühle arbeiten zu dürfen. Das wurde ihm aber abgeschlagen, weil der Fürst bloß Dessauer arbeiten ließ und glaubte, daß die Litauer nichts könnten. Darüber wurde der Gesell sehr enttäuscht, und er schwor, daß man

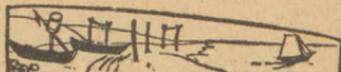


ihn noch zurückholen werde. Der Müllergefell war ein großer Zauberer, und er brachte es nun zuwege, daß an der Arbeit gar nichts mehr vorwärts gehen und die Mühle nicht fertig werden wollte, mochte der Mühlenmeister auch schimpfen, so viel er wollte, und mochten die Arbeiter auch schwitzen von morgens früh bis abends spät. Da sah der Meister endlich ein, wem er dies zu verdanken habe; nun rief er den litauischen Gesellen zurück, und es wurde dann die Mühle ohne besondere Beschwerde bald fertig, so daß es die schönste Mühle im Lande war. Wie nun aber der Gefell seine Bezahlung forderte, da wies ihn der Fürst schnöde ab, und der Gefell bekam nun nichts, denn der Fürst war selbst ein Zauberer, dem daher in seinem Schlosse der Gefell nichts anhaben konnte. Daß der alte Dessauer ein Zauberer war, ist ganz gewiß, denn es konnte ihm keine Kugel etwas anhaben; auch ist es bekannt, daß er einmal, als er tief im Sommer von Memel nach Königsberg reiste, mit seinem Wagen und sechs Pferden davor mitten über das Haff fuhr und das Wasser so fest hielt, als wenn es im strengsten Winter wäre. Der Gefell war aber doch ein größerer Zauberer als der Fürst. Als dieser einige Zeit darauf nach Königsberg reisen mußte, da reiste ihm der Gefell dahin nach, denn er wußte wohl, daß er dem alten Herrn überall, nur nicht in dessen Schlosse, Meister war.

Als er in Königsberg ankam und vor dem Königlichen Schlosse vorbeiging, lag der Fürst gerade im Fenster und

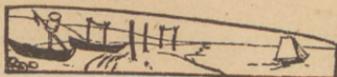






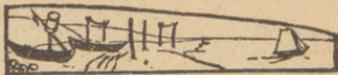
rauchte aus einer großen Pfeife Tabak. Der Gesell stellte sich vor ihn und forderte seinen Lohn für den Bau der Mühle. Der alte Dessauer aber lachte ihn aus. Da zauberte der Gesell ihm auf einmal ein Elchgeweih an den Kopf, das mit jedem Augenblick größer und größer wurde. Anfangs merkte der Fürst nichts davon, als aber die Leute auf der Straße verwundert stehen blieben und ihn ansahen, da faßte er sich an den Kopf und fühlte nun das große Geweih. Er erschrak darüber sehr und wollte in die Stube zurückgehen, aber das Geweih war zu groß, und er konnte den Kopf nicht aus dem Fenster ziehen. Da lachte nun der litauische Gesell, bis der Fürst durch einen Offizier ihm das Geld auszahlen ließ, so viel der Gesell forderte, worauf denn das Geweih von seinem Kopfe verschwand. Seitdem hat der alte Dessauer sich mit keinem Litauer mehr in Zauberkünste eingelassen.





50. Die Braut des Fingerlings.

Bei dem ehemaligen Städtchen Leuenburg, das zwar jetzt nur ein Dorf ist, dessen Bewohner sich aber zur Erinnerung an die Vorzeit noch jetzt Bürger nennen, liegt das Schloß Prassen, der Stammsitz des früher freiherrlich, jetzt gräflich Eulenburgschen Geschlechts. Hier haben vordem die Fingerlinge, Barstucken oder Erdmännlein ihren Wohnsitz gehabt. Einst erschien vor dem Freiherrn von Eulenburg eine Gesandtschaft derselben und warb für ihren König um seine Tochter, ein Mägdlein von überaus großer Schönheit; im Falle der Gewährung wurde verheißen, daß, solange sie ungestört dort hausen würden, das Geschlecht der Eulenburgs auf jede Weise reich gesegnet werden solle. Zum Zeichen dessen überreichten die Abgesandten einen Fingerreif mit der Mahnung, diesen wohl zu bewahren, da das Glück vom Hause scheiden werde, sobald er verloren gehe. Als nun der Freiherr in den Antrag willigte, baten die Abgesandten weiter, daß die Braut an dem anberaumten Vermählungstage in ein von ihnen bezeichnetes Zimmer geführt werde, wo ihr Herrscher dieselbe dann in Empfang nehmen wolle; doch forderten sie auch, daß niemand ihr Tun belausche, weil sie sonst das Schloß verlassen müßten. An dem festgesetzten Tage wurde nun die Jungfrau in jenes



Zimmer geführt; am folgenden Morgen war sie verschwunden, und nie ist wieder etwas von ihr gesehen worden. Die Fingerlinge sind aber noch oft nachher erschienen und haben sich dasselbe Gemach, das deshalb auch nie anders benutzt ward, zu ihren Lustbarkeiten erbeten.

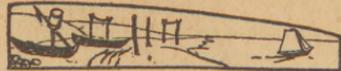
Als einst einer der Besitzer des Schlosses an der Tafel saß, rief diesem eine feine Stimme, die hinter dem Ofen vorzukommen schien, zu, er solle nach dem gedachten Zimmer gehen und dort hineinrufen: Höre, Rotöhrchen, Gehlöhrchen ist tot! Als er dies verrichtet, antwortete ihm dort eine andere unsichtbare Stimme: So, is he dot?

Jener Ring wird noch in dem Familienarchive aufbewahrt; die Fingerlinge aber sollen, weil sie einst bei einem Festmahle belauscht wurden, fortgezogen sein.



51. Der Spuk im Schlosse zu Schlodien.

Das Schloß zu Schlodien, Stammsitz eines Hauptzweiges der Grafen zu Dohna, in dem schönen Oberlande gelegen, behauptet unter den Landsitzen Ostpreußens eine der ersten Stellen. In seinem Innern aber soll es ungehen. Es hat dort nämlich einst eine aus jenem Geschlechte gewohnt, welche von solcher Habsucht besessen war, daß sie noch auf dem Toten-



ette ihren Gatten wegen des Testaments beunruhigte. Zur Strafe dafür hat sie selbst keine Ruhe im Grabe. In dem Zimmer, wo der Gatte starb, und wo sich noch jetzt das große Bett befindet, in dem er schlief, zeigt sie sich insbesondere nächtlich, und wenn man sie auch nicht sieht, so hört man doch das Rauschen ihrer schwerseidenen Gewänder. Wenn die Gräfin aber umgegangen ist, so folgt bald darauf stets ein Todesfall in der Familie.

52. Die Stadt Wormditt.

In dem Jahre 1325 ließ der Bischof Eberhard von Ermland eine neue Stadt bauen, an einer Stelle, wo damals eine große Wüste war. Als man nun das Rathaus gründen wollte, fand man beim Graben allda einen gräßlichen Wurm, der so groß war, daß zwei der stärksten Pferde ihn kaum von der Stelle schleppen konnten. Weil man nun noch keinen Namen für die Stadt hatte, so wurde sie danach Wormditt genannt, was so viel heißt als Volk des Wurms. Die Stadt führt auch zum Wahrzeichen einen großen Wurm in ihrem Wappen und Siegel.





53. Die Gründung der neuen Kirche zu Glottau.

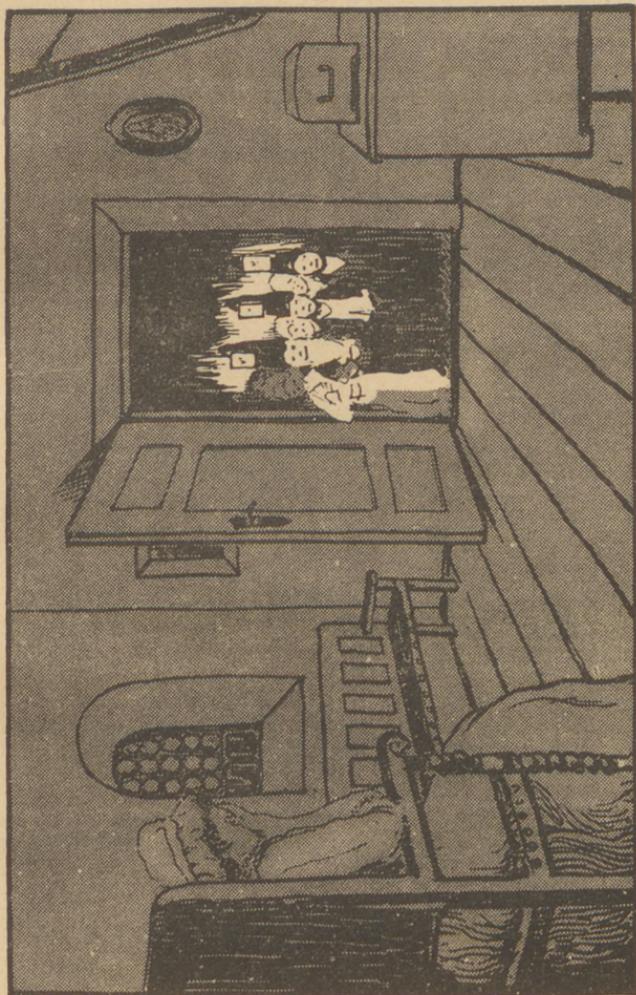
Die Kirche zu Glottau im Ermland ist weit und breit berühmt wegen der vielen Wunder, die dort der Leichnam des Gekreuzigten hervorgebracht, und Tausende von Gläubigen strömen da, besonders am Fronleichnamsfeste, zusammen. Das hat folgenden Grund: Als einst Landleute der Gegend auf das Feld zogen, um zu ackern, blieben die Ochsen plötzlich an einem Hügel stehen, brüllten und scharreten mit den Hufen die Erde auf, bis sich unter derselben eine Hostie zeigte. Als dies den Priestern kund ward, brachten sie das Heiligtum mit feierlicher Prozession in die alte Kirche zu Glottau, dann in die zu Guttstadt. Aber am folgenden Morgen war die Hostie wieder an ihrer früheren Stelle. Als sich dies zweimal ereignet hatte, da erkannte man, daß der Herr selbst sich diesen Platz zu seiner besonderen Verehrung erwählt habe, und erbaute die neue Kirche an dem Hügel, wo sie noch bis auf den heutigen Tag steht. Auch wird in dieser noch die Stelle gezeigt, wo die Hostie gefunden wurde. Eine mit einem eisernen Flechtwerke bedeckte Vertiefung neben einem Altare an der gegen Mitternacht liegenden Wand der Kirche bezeichnet sie.

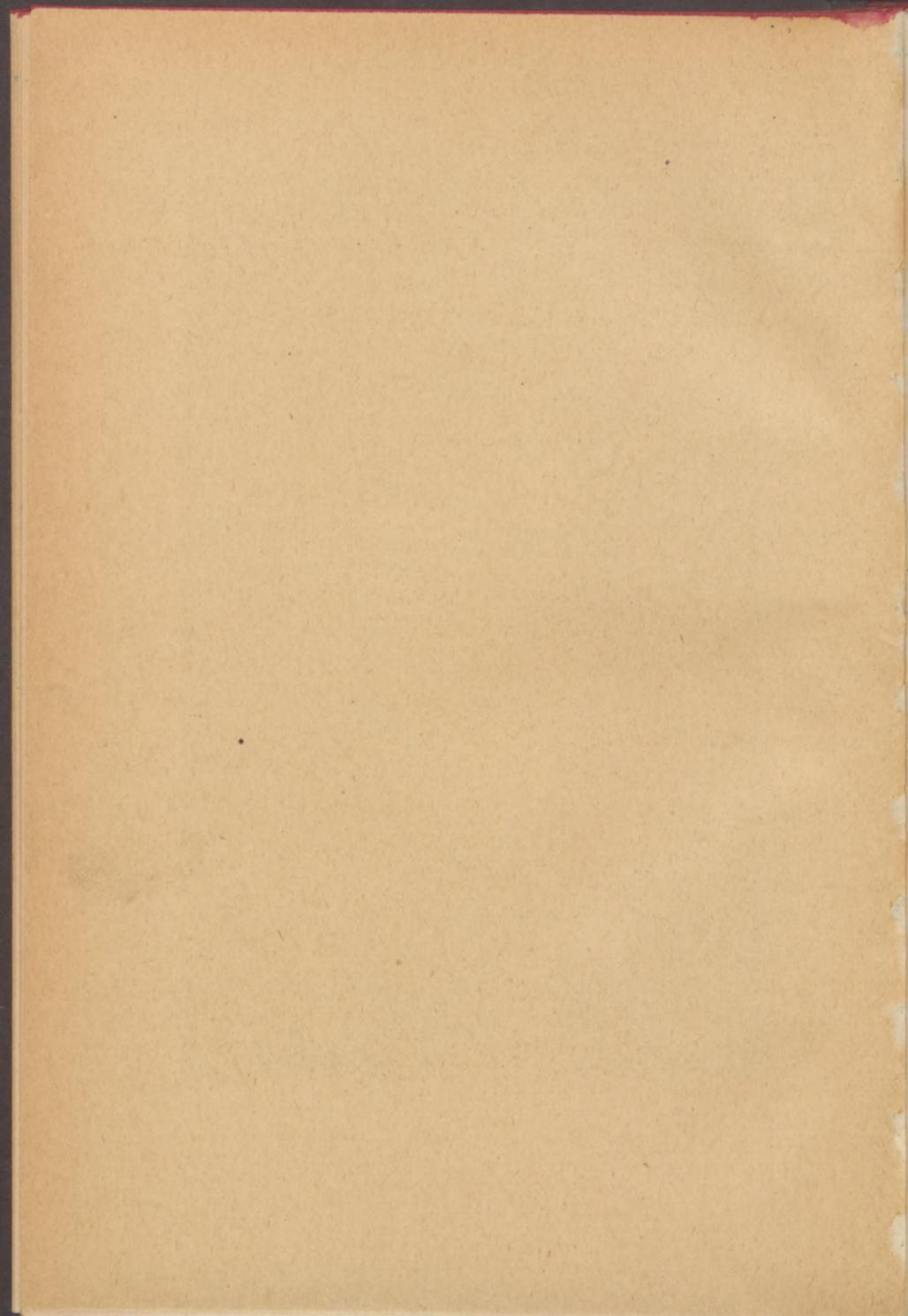


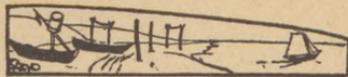


54. Die Männlein zu Allenstein.

In der Stadt Allenstein hausen seit uralten Zeiten kleine Männlein, welche oft von Haus zu Haus gehen; was sie aber eigentlich machen, hat noch niemand gesehen. Einstmals lebte in Allenstein die Frau eines reichen Rathmannes namens Schellendorf. Diese saß eines Abends im Winter, während die Mägde das Vieh versorgten, in der Stube ganz allein und auch ohne Licht. Auf einmal geht die Stubentür weit auf, und es treten in die Stube eine Menge kleiner Männlein mit spitzigen Hüten, daran hatte jeder von ihnen eine Laterne mit einem blau brennenden Lichte. Jedes der Männlein führte eine kleine Frau oder Jungfrau, welche sehr schön geschmückt war. Die Männlein sahen zuerst die Frau an, welche die Hände vor die Augen hielt, aber durch die Finger dem Treiben zusah. Dann stellten sie sich alsbald in einen Kreis und fingen gar zierlich an zu tanzen. Plötzlich aber tritt eins der Männlein auf die Frau zu und sagt zu ihr: „Mach' deine Augen zu!“ Die Frau aber kehrte sich nicht daran; darauf sprach das Männlein zum zweiten Male: „Ich sage dir, mache die





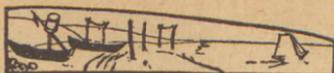


Augen zu!“ Die Frau aber kehrte sich wiederum nicht daran. Da sprach das Männlein zu einem der andern: „Mache die Fenster zu!“ Und alsbald trat dieses Männlein zu der Frau und blies ihr in die Augen, davon wurde sie zur Stunde blind, so daß sie zeit ihres Lebens nicht wieder sehen konnte.

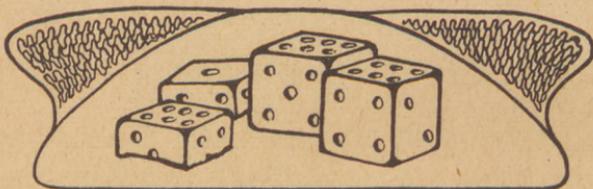


55. Der Wurf mit dem Teufel.

Eine Viertelmeile von der Stadt Donnau liegt im Felde ein Stein von mittelmäßiger Größe; in demselben sieht man drei vierkantige Löcher, als hätten daselbst drei große Würfel gelegen. Diese sind aber daher entstanden: Es war vorzeiten einstmals ein Zimmergesell in Donnau, der war sonst fromm und gottesfürchtig. Eines Tages aber hatte er sich berauscht, und es kamen ihm böse Gedanken, in denen er den Teufel zum Würfelspiel einlud. Der Teufel fand sich auch alsbald ein, und sie gingen zusammen auf das Feld an diesen Stein. Dort würfelten sie um vieles Geld, welches der Teufel gegen die Seele des Zimmergesellen setzte. Der Teufel hatte den ersten Wurf und warf sofort die höchsten Augen. Da entsetzte sich der Gesell

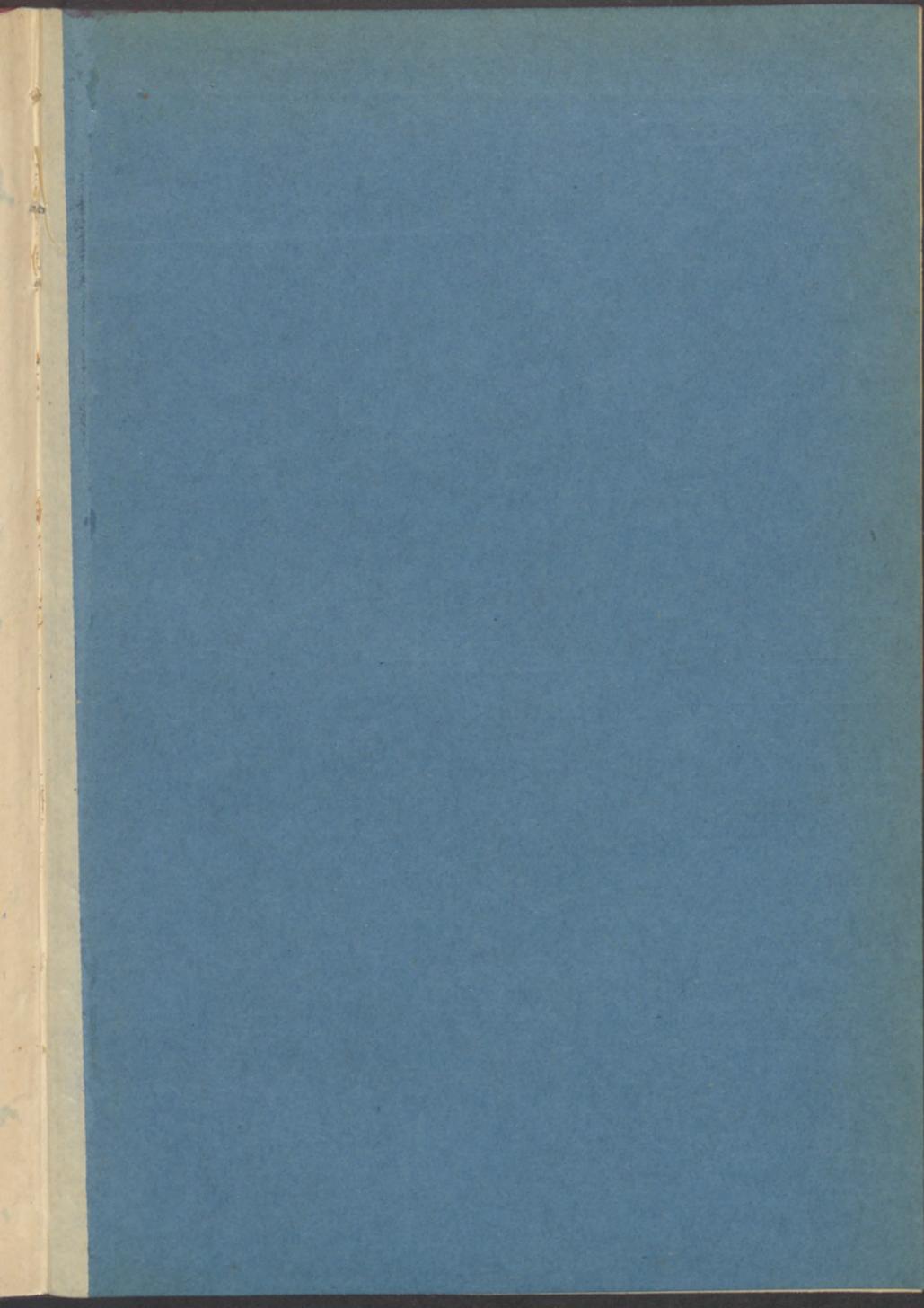


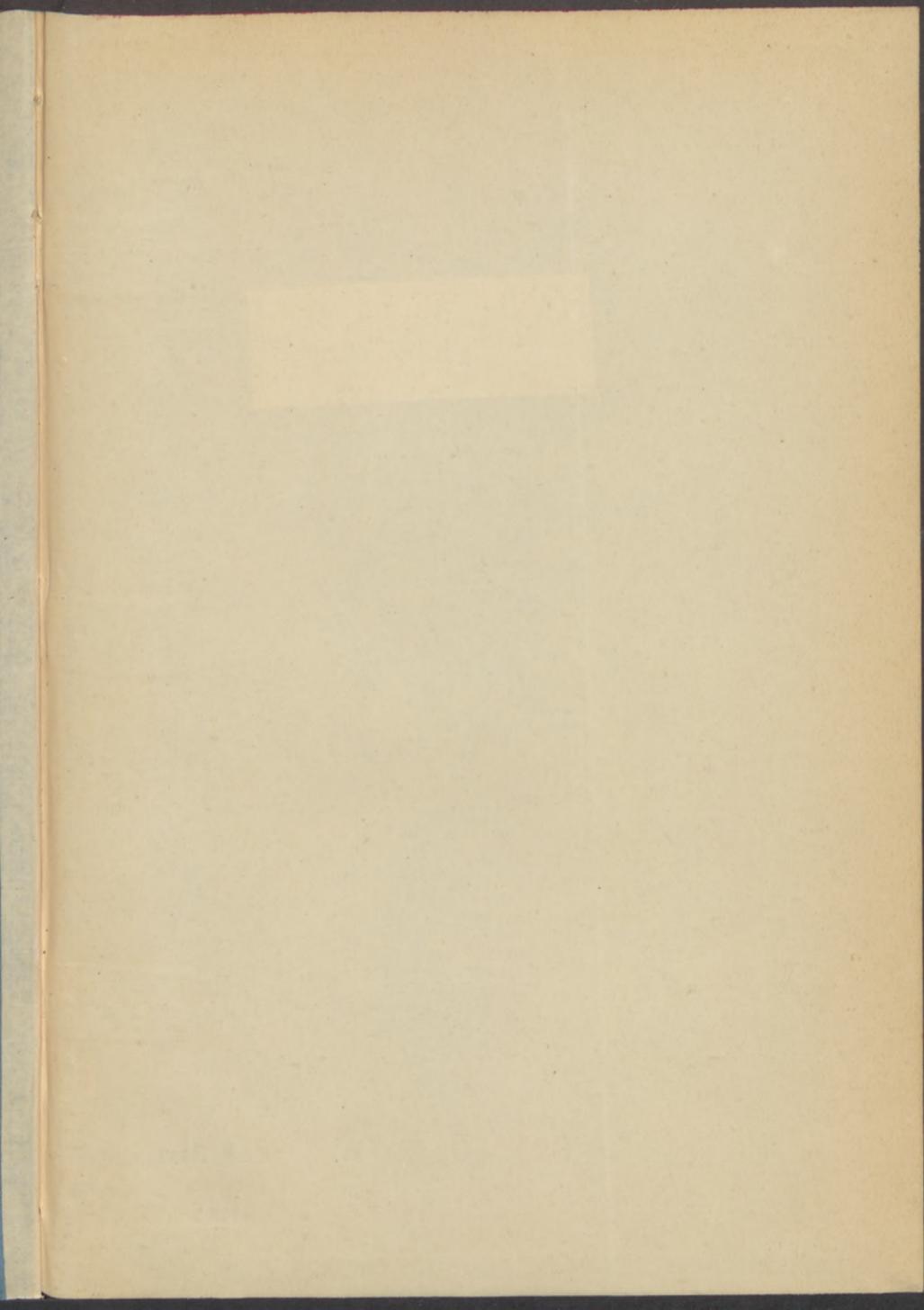
sehr, er wurde plötzlich nüchtern und sah ein, in welchen schlimmen Handel er sich eingelassen; er seufzte zum Himmel und bat die Mutter der Gnaden um Beistand; dann warf er, und es geschah, daß einer der Würfel sich spaltete und ihm so höhere Augen gab. Der Teufel verschwand darauf voll Zorns; von den drei Würfeln waren aber die drei Löcher in dem Stein zurückgeblieben, die darin noch zu sehen sind.



14745







Biblioteka Główna UMK



300047219184

nd A

I

K. Rosenplenter
Buchbinderei - Papierhdlg.
Greifswald, Domstr. 19

599

BIBLIOTEKA * * * * *
UNIwersYTECKA
14745
* * * * * W TORUNIV * * * * *

Biblioteka Główna UMK

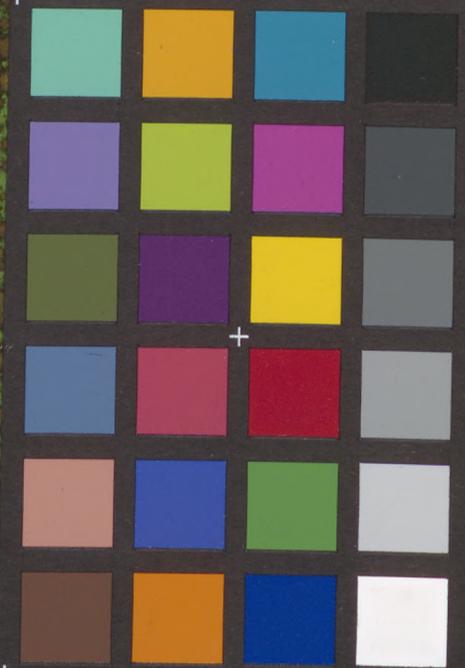


300047219184

BIBLIOTEKA * * * * *
UNIwersYTECKA
14745
* * * * * W TORVNIV * * * * *

x-rite

colorchecker CLASSIC



und A I

Ostpreussische Sagen



Ausgewählt und neu erzählt
von Dr. Hermann Jantzen
J. G. Bon's Verlag - Königsberg